Johannes Scherr

Drei Frauen



Vergrabene Schätze

„Vergrabene Schätze"

Johannes Scherr:

«DREI FRAUEN»

JOHANNES SCHERR

Drei Frauen



Ludendorffs Verlag GmbH · München 19

Printed in Germany / 1941

Druck der Ludendorff-Druckerei München 2

THUSNELDA

Mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas, neque voce supplex — (Mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum Weinen gebeugt, noch zum Flehen sich erniedrigend) —.

Tacitus, Annal. I. 57.

1.

Aus dem Waldesdüster ältester Geschichten unseres Landes tritt eine Frauengestalt hervor, welche von den antiken Autoren, die ihrer gedenken, nur mit wenigen und flüchtigen Zügen gezeichnet ist und dennoch fest bestimmt und deutlich vor unserem Seelenauge steht: - die Gestalt der Gattin Armins. Der Stahlgriffel des Tacitus hat mittels etlicher Lapidarworte, wie sie „der Blitz in Felsen schreibt", das tragische Geschick dieser Frau der Ewigkeit eingegraben. Ihr Name findet sich jedoch nur bei e i n e m der alten Zeugen, beim Strabon, dem bekannten Geographen des Altertums, welcher zur Zeit des Augustus und Tiberius schrieb. Er nennt sie Thusnelda.

Ein deutscher Altertümer, Göttling, hat die Behauptung aufgestellt und mit großem Scharfsinn zu begründen versucht, daß uns aus dem Altertum eine Porträtstatue Thusneldas überliefert sei. Wer in Florenz gewesen, erinnert sich gewiß mit Vergnügen der schönen „Loggia de Lanzi" auf dem Marktplatz, eines der besten Werke der Frührenaissance. Unter den Statuen, welche das Innere der Halle schmücken, fällt eine mehr als lebensgroße marmorne auf, und zwar durch den großartigen Ausdruck tiefer Schwermut, welche über ihre ganze Gestalt hingegossen ist. Die Florentiner kannten sie früher unter dem Namen der „Göttin des Schweigens", welche Bezeichnung sicher nur von der Bewegung der rechten Hand der Statue gegen den Mund zu herrührte. Einige Archäologen wollten in ihr die Matrone Veturia, Coriolans Mut-

ter, erkennen; andere sahen in der Bildsäule eine griechische Polyhymnia oder Mnemosyne. Der Franzose Mongez hat zuerst die richtige Nachweisung gegeben, daß diese schöne Statue – sie hatte sich früher im Palazzo Capranica und dann in der Villa Medici in Rom befunden – weder eine griechische Göttin noch eine römische Matrone darstelle, sondern eine von den Römern gefangene und im Triumph aufgeführte „Barbarin". „Das Urbild", fügt Göttling hinzu, „muß einer Nation angehört haben, welche den Römern sowohl kriegerisch als sittlich imponierte, und muß eine an Ansehen hervorragende Frau, eine Fürstin, gewesen sein." . . . Das Gesicht ist nicht von hellenischem oder römischem, sondern von nordischem Schnitt. Es trägt den Stempel schwermutsvollen Insichversunkenseins. Der etwas vorgeneigte Kopf scheint sich unter der Wucht eines herben Geschickes zu beugen. Die linke Brust, sowie beide Arme sind bloß, und diese Blöße, wie auch die Gewandung der übrigen Gestalt ist ganz entsprechend der von Tacitus (Germ. 17) gegebenen Schilderung, welcher Art die altdeutschen Frauen sich trugen. Das ganze Bild macht einen so durchschlagend germanischen Eindruck, daß auch solche Altertumskenner, welche Göttlings Aufstellung für nicht völlig erwiesen ansehen, immerhin einstimmen, daß die beschriebene Statue eine Germanin vorstelle.

Angenommen, Göttling habe das Richtige getroffen, so war Thusnelda eine schöne Frau. Falls wir aber nicht annehmen dürften, ihre Porträtstatue stände in der Landsknechtshalle zu Florenz, müßten wir dennoch zuversichtlich glauben, die Tochter des Segestes sei so gewesen, daß es sich der Mühe lohnte, sich in sie zu verlieben. Wäre sie häßlich gewesen, so hätte Armin sie sicherlich ganz gemütsruhig dem Bräutigam gelassen, welchem ihr Vater sie bestimmt hatte, und hätte seinen von wahrhaft weltpoliti-

scher Bedeutung gewordenen politischen Entwürfen und Arbeiten nicht die zur Durchführung eines Romans nötige Zeit abgemüßigt.

Hochschlank von Wuchs, voll und straff von Formen, goldhaarig, kornblumenaugig und rotwangig müssen wir uns das Mädchen denken, welches in stürmischer Nacht, zagend und doch einem unwiderstehlichen Zuge gehorchend, aus der Hintertüre des väterlichen Edelhofes schleicht, wie ein weißer Schatten über die Lichtung huscht und in dem gegenüberliegenden Eichenkamp verschwindet. Am Außensaum des Kampes harrt lauschend ein Mann, an den Bug seines Pferdes gelehnt. Wenn der Mann mitunter durch die jagenden Wolken blickt, sieht man, daß der Harrende jung, stattlich, gebietend von Zügen ist und sich wie ein Edeling der Cherusker trägt. Er lauscht, gegen den Eichenkamp vorgebeugt, und durch das Rauschen der Wipfel über ihm dringt ein Ton in sein Ohr, den er kennt. Mit einem Sprung ist er im Holz, ein halb verhaltener Aufschrei, von Mädchenlippen halb in Angst, halb in Wonne ausgestoßen, und einen Augenblick darauf tritt Armin aus dem Haindunkel, Thusnelda in seinen Armen tragend. Er hebt sie auf das Roß, springt nach, umschlingt die Bebende mit seinem linken Arm, rückt mit der Rechten den Zügel, und fort geht es mit dem Wind um die Wette.

2.

Der wirklich und wahrhaft historische Roman Arminius und Thusnelda ist kulturgeschichtlich und psychologisch gleich merkwürdig. Diese älteste historisch beglaubigte deutsche Liebesgeschichte zeigt nämlich deutlich, daß in

den altdeutschen Wäldern das Verhältnis von Mann und Weib tatsächlich auf einer edleren Anschauung beruhte, als in der griechisch-römischen Welt. Dem berühmten Zeugnisse des großen römischen Historikers zufolge hatten sich ja bei den Germanen die Frauen einer viel geachteteren Stellung zu erfreuen, als bei irgendeinem Volk im Umkreise des hellenisch-römischen Altertums. Die Germanin wird nicht als willenlos vorausgesetzt. Auch in ihr regt sich der deutsche Individualismus, der Selbstbestimmungstrieb. Die germanische Frau steht nicht an, das Recht des menschlichen Ich und Selbst gegenüber der Satzung, dem Brauch und der äußerlichen Gewalt geltend zu machen. Die Tochter Segests ist, zweifelsohne nach den Formen des altdeutschen Brautkaufs (Germ. 18), von ihrem Vater einem Manne verlobt, den sie nicht haben will. Weit entfernt jedoch von feiger Ergebung in die „soziale Ordnung", verzehrt sie sich nicht in nutzlosen Tränen, sondern läßt sich vielmehr entschlossen von dem Manne entführen, welchen ihr Vater haßt, sie aber liebt.

Die Rebellin gegen die väterliche und staatliche Autorität heiratet den Rebellen gegen die vollendete Tatsache der fremden Zwingherrschaft, deren gehorsamer Diener sein Schwiegervater ist. Fürwahr, ein von vornherein auf einen tragischen Ausgang angelegter Roman der Wirklichkeit. Er konnte gar nicht anders als unglücklich enden, denn Held und Heldin waren ja idealistisch gestimmt, waren hoch und edel gesinnt, und das „Schöne muß sterben"...

Der General Lafayette erzählt, eines Tages im Jahre 1813 sei Napoleon in eine feurige Lobrede auf den Octavianus Augustus ausgebrochen, in welchem er das Muster eines wahrhaft „großen" Mannes erblickte. Der Lobredner sprach zweifelsohne aus Überzeugung, getrieben von dem starken Zuge der Wahlverwandtschaft mit dem Be-

gründer der römischen Monarchie. Denn ganz wie Napoleon war auch Octavianus eine wundersam gut gelungene Mischung vom Banditen und vom Komödianten. Beides in höchster Potenz genommen, versteht sich. Der französische wie der römische Despot, sie verstanden beide gleich virtuos auf dem Instrument ihrer Ehrsucht und Herrschsucht zu spielen, aber der Römer war doch der bessere Musikant und Komödiant als der Korse. Denn Augustus musizierte und komödierte klug und konsequent, und darum auch glücklich bis zum Ende, und durfte sterbend seine Vertrauten zum Beifallklatschen auffordern. Napoleon dagegen fiel gar schmählich aus der Rolle, indem er nicht mehr über derselben stand, sondern das Tyrannenspiel für baren Ernst nahm und demzufolge aus dem Virtuosen des Despotismus ein verrückter Despot wurde. Die Überlegenheit des Römers über den Korsen erwies sich durch die Selbstbeherrschung, welche jener sich aufzuerlegen wußte. Auch in seiner auswärtigen Politik. Bekanntlich hielt er an dem Grundsatze fest, das römische Reich bedürfe weit mehr der inneren Ordnung und Kräftigung als der Vergrößerung nach außen und nur nach einer Richtung hin schien ihm ein Abgehen von diesem Prinzip rätlich, nach dem Norden zu, weil sich die tirolischen und julischen Alpen als ein zu schwaches Bollwerk gegen die fortwährende Bedrohung Italiens durch germanische Völkerschaften erwiesen. Darum wollte er in Pannonien und in Süddeutschland die Reichsgrenze bis zur Donau vorgerückt wissen, was mittels Feldzügen, welche seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius führten, erreicht wurde. Nicht allein durch Waffen, sondern auch noch mehr durch diplomatische Künste. Die erfolgreichste derselben ist gewesen, den germanischen Stämmen die Oberherrlichkeit Roms in der Form von Bündnissen aufzuschwindeln.

Es war ganz dasselbe Verfahren, welches später von Ludwig XIV. und Napoleon gegenüber Deutschland eingehalten wurde. Jedoch hatten es diese beiden Todfeinde unseres Landes dabei bequemer als die Römer, weil diese bei ihren Machenschaften auf die Volksgemeinden der Freien Rücksicht nehmen mußten, jene dagegen bei vollendeter Verknechtung des deutschen Volkes nach diesem nichts zu fragen, sondern nur die Fürsten zu kaufen hatten, bekanntlich eine im 17. wie im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts leicht käufliche Ware.

Freilich gab es auch schon zu Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Ära deutsche Fürsten, welche verdienten, die Ahnherren der Rheinbundsmajestäten und Rheinbundshoheiten von Napoleons Gnaden zu sein. So ein antezipierter Rheinbundsfürst war vornehmlich Segestes, einer der Häuptlinge der Cherusker, ein gehorsamer Diener der römischen Zwingherren und wider Willen der Schwiegervater Armins. Segest ist ein richtiger Realpolitiker gewesen, ein so richtiger, daß er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu leben verdiente. Um das Jahr 7 n. Chr. hatten es die Römer mit ihren militärischen und diplomatischen Künsten so weit gebracht, daß der Hofhistoriograph Vellejus Paterculus sagen konnte: „Beinahe ganz Deutschland ist in eine tributpflichtige Provinz verwandelt." Segest erkannte dies „fait accompli" und kalkulierte also: Der römischen Macht zu widerstehen ist unmöglich. Die Politik aber ist bekanntlich die „Wissenschaft des Möglichen". Folglich nehmen wir das Joch der Fremden, welche noch dazu eine „zivilisatorische Mission" haben, unweigerlich auf unseren Nacken. Unsereinem gewähren ja die lieben Römer die Mittel, das Joch gehörig auszupolstern. Uns tut es demnach nicht weh, wenn mehrbesagtes Joch den Nacken des Volkes wund-

scheuert. Wir, Segestes I., von Augusti Gnaden Winkelfürst von Cheruskien, stellen uns überhaupt unter römischer Herrschaft so gut, daß man ein Narr, ein Ideolog, ein Prinzipienreiter sein müßte, wollte man dem realpolitisch Möglichen und Wirklichen das idealnärrisch Unmögliche und Phantastische vorziehen und sein sicheres Auskommen und gedeihliches Behagen an solche Marotten wie nationale Ehre und Selbständigkeit, deutsche Freiheit und eigenartiges Recht wagen.

Der römische Hof scheint diese realpolitische Anschauung als bei den Deutschen allgemein vorausgesetzt zu haben. Sonst hätte er nicht den Mißgriff begehen können, den bornierten, brutalen und raubsüchtigen Quinctilius Varus zum Statthalter von Germanien zu machen. Varus hatte zuvor Syrien verwaltet, d. h. brutalisiert und ausgeraubt, so daß selbst der hofhistoriographische Vellesus Paterculus sich bemüßigt fand, von ihm zu sagen, er habe „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten und das arme als reicher Mann verlassen". Wie er die Deutschen behandeln zu sollen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er sie, desselben Paterculus Bezeugung zufolge, für Geschöpfe ansah, „welche mit Menschen nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen" (qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum). Kaum in Deutschland angelangt, verschritt Se. Exzellenz rüstig dazu, die also angesehenen armen deutschen Wilden in seiner Weise zu zivilisieren. Das ging etliche Jahre so, nahm dann aber ein Ende mit Schrecken.

3.

Segimers Sohn Armin, welchen sein Schwiegervater Segest als Idealpolitiker verachtete und als einen populären Mitfürsten haßte, war nicht gewillt die, (übrigens auch auf nicht sehr starken Füßen stehende) Tatsache der Eroberung Deutschlands durch die Römer als vollendet anzusehen oder anzuerkennen. Ihm war ein „fait accompli" überhaupt kein Götze, vor welchem die Menschen unter allen Umständen ihre Knie beugen müßten. Er faßte die Politik nicht als die „Wissenschaft des Möglichen". Ihm war sie vielmehr eine Inspiration des natürlichen Gefühls, eine Sache des Gewissens, ein Ruf der Pflicht.

In Wahrheit, er stand auf einer so niedrigen Stufe „staatsmännischer" Entwicklung, daß er, statt ein Allerweltwindhaspel zu sein, nur ein Prinzipmann war, ein ganz einseitiger und eigensinniger Mensch, welcher nicht zugeben wollte, daß sein Vaterland entnationalisiert und verzivilisiert, d. h. verwelscht und versklavt würde. Zu seiner Entschuldigung ist nur zu sagen, daß er, der im römischen Heere gedient, das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erworben hatte und gut Lateinisch sprach, die Römer zu genau kannte, um sich darüber zu täuschen, was alles dieselben unter „Zivilisieren" verstanden. Der gute Armin war aber auch lange nicht aufgeklärt und liberal genug, um sich mit einem mehr oder weniger pathetisch zu Protokoll gegebenen Protest gegen die Tatsache der Fremd- und Zwingherrschaft zu begnügen und dann im Hochgefühle, seine patriotische Schuldigkeit getan zu haben, die Hände müßig in die Hosentaschen zu stecken. Vielmehr war er so sehr „Gefühlspolitiker", so unbesonnen, so unstaatsmännisch, so

extrem, so destruktiv, daß er geradezu ein Wühler wurde, welcher gegen das Bestehende anzugehen, die Ruhe und Ordnung zu stören sich unterfing. Ein Glück für ihn, daß er bei diesem seinem Unterfangen Erfolg hatte! Sonst würden die deutschen Historiker ihm sicherlich mitgespielt haben, allwie katholische Hofräte und lutherische Kirchenräte etwa dem Thomas Münzer mitzuspielen pflegen.

Der junge cheruskische Edeling nahm sich aber nicht nur heraus, gegen die Römerherrschaft zu rebellieren, sondern auch, schlauer zu sein als die fremden Zwingherren. Die Art und Weise, wie er den vom Dünkelgas geblähten Raubsack Varus nasführte, zeigt, daß auch so ein Idealpolitiker die Sachen, wenn es sein muß, praktisch zur Hand nehmen kann. Ganz meisterlich sodann war es, daß und wie im Sinne seines großen Gedankens Armin die Sprödigkeit des deutschen Partikularismus zu überwinden und eine nicht kleine Anzahl von Völkerstämmen zu einer widerrömischen und nationalen Eidgenossenschaft zusammenzubinden verstand. Daß bei alledem persönlicher Ehrgeiz ein tüchtig Scheit in das Feuer seiner patriotischenBegeisterung gelegt habe, mag gar nicht bestritten werden oder gar nicht zu bestreiten sein. Warum sollte er nicht den Ehrgeiz haben, sein Vaterland zu befreien und auf diese Tat als auf ein Piedestal sich zu stellen, welches seine heldische Gestalt erhaben in die Nachwelt hineinragen ließ und läßt?

Bekanntlich haben Rheinbundfürsten für ihren Protektor Napoleon die Spione und Angeber gemacht, und haben in den Jahren 1808-1813 die nationalen Wiedergeburtsbestrebungen ihrem Herrn und Meister eifrig denunziert. Geradeso tat zu seiner Zeit Segest. Er machte sich eine Ehre daraus, den Römern als Spion und Angeber zu dienen, vollends dann, als die Erwählung Ar-

mins zum Herzog der von demselben gestifteten nationalen Eidgenossenschaft den schwiegerväterlichen Neidhammel ganz drehend gemacht hatte. Hatte es ihm doch schon giftig am Herzen genagt, daß seine Hoffnung, mit römischer Hilfe die Großhäuptlingschaft bei den Cheruskern zu ergattern, zuschanden geworden und sein Schwiegersohn vom ganzen Klan zu diesem höchsten Vertrauensposten berufen worden war. Glücklicherweise hatte Varus seine Ohren mit dem Wachse der Selbstgefälligkeit verstopft und ließ den Verräter mit seinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Armin seine wohlausgesonnenen Veranstaltungen ungehindert zu Ende führen - Veranstaltungen, welche darauf abzweckten, die römische Heeresmacht in Deutschland mit einem Schlage zu vernichten.

Im Teutoburger Walde, im Gau der Brukterer, wahrscheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Beckum, tat der nationale Herzog Armin in den Tagen vom 9. bis 11. September des Jahres 9 n. Chr. diesen Vernichtungsschlag so gründlich gewaltig, daß der bis gen Rom hindonnernde Widerhall daselbst die Ängsten des „zimbrischen Schreckens" erneuerte. Der glatte Kaiserkomödiant Augustus selber verlor bekanntlich so sehr die Haltung, daß er in seinem Kabinette mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und aufschrie: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Der Varus aber lag mitsamt den Legionen tot in den Schluchten des Teutoburger Waldes. Von der ganzen römischen Armee, welche an 50 000 Mann stark gewesen, war nur ein dünnes Häuflein rheinüber entkommen.

4.

Der Bewahrer Germaniens vor Romanisierung, der Retter deutscher Nationalität, der Sieger in der Teutoburger Waldschlacht, war zweifelsohne ein genialer und großdenkender Mensch. Gar wohl erkennend, daß mit dem Getanen keineswegs genug getan sei und daß der römischen Macht in die Länge nur zu widerstehen sein würde, so man ihr die nationale Kraft Deutschlands entgegenstellen könnte, hat er die Festigung und Erweiterung der im Jahre 9 gestifteten Eidgenossenschaft energisch angestrebt. Er ist geradezu der erste Prophet und Werkmeister der deutschen Nationaleinheit gewesen, aber auch ihr erster Märtyrer. Denn er vermochte seinen großen Gedanken nicht zur Tat zu machen, er konnte nur dafür leben, streben und sterben.

Am deutschen Partikularismus ging Armin zugrunde. Den gewöhnlichen Volksdank muß er unlange empfangen haben, nachdem er sein Volk befreit hatte. Sonst wäre ja nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß der Verräter Segest Macht genug besaß und es wagen durfte, den beneideten und gehaßten Eidam heimtückisch zu überfallen und selbigen samt seiner Gattin gefangenzunehmen. Die Gefangenhaltung des Befreiers muß ins Jahr 15 n. Chr. hinein gewährt haben. In diesem und schon im Herbste des vorhergehenden Jahres wurde traurig offenbar, daß dem Widerstande der Deutschen gegen Roms erneute Eroberungsversuche Seele und Führung fehlte. Die schonungslosen Razzias, welche der Neffe des neuen Kaisers Tiberius, Drusus Germanikus, im Spätherbst von 14 und im Frühjahr von 15 aus Gallien rheinherüber gekommen, gegen die Marsen und Katten vollführte, zeigen dies.

Bevor der römische General nach im Kattenland getaner Raub-, Brand- und Mordarbeit wieder über den Rhein zurückging, war es dem Armin gelungen, die Bande seiner Gefangenschaft zu brechen; wir wissen nicht, wie. Sofort verschritt er dazu, auch seine Gattin zu befreien, welche gesegneten Leibes in der Gewalt ihres Vaters zurückgeblieben war, und belagerte zu diesem Ende den befestigten Hof des Segestes. Allein diesem gelang es, seinen Sohn Segimund und andere Boten mit der Bitte um schleunige Hilfeleistung an den Germanikus zu entsenden. Der römische General hielt inne auf seinem Marsche, kehrte mit seinem Heer um und brachte dem belagerten Rheinbündler den erbetenen Entsatz, indem er mit unwiderstehlicher Übermacht die Belagerer zersprengte. Bei dieser Gelegenheit tat Segest eine Rede an seinen römischen Protektor, welche nicht allein dem Sinne nach, sondern auch in einzelnen Ausdrücken mit Reden übereinstimmt, welche rheinbündische Fürsten und Minister an Napoleon gehalten haben. Warum auch nicht? Die Niedertracht arbeitet ja allezeit nach derselben Schablone.

Im Cheruskerlande weiter zu bleiben, getraute jedoch der Verräter sich nicht. Der Herr Protektor sandte ihn nach Gallien und von dort später gen Rom. Die unglückliche Thusnelda aber kam aus der Gefangenschaft ihres Vaters in die der Römer. Als sie aus der väterlichen Burg heraus und vor den Cäsar geführt wurde, trat sie - erzählt uns Tacitus - vor denselben, „mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum Weinen gebeugt noch zum Flehen sich erniedrigend, mit unter dem Busen zusammengefaßten Händen stumm auf ihren ungeborenen Sohn niederblickend".

Armin versuchte in seinem wilden Schmerze alles,

um das Unheil zu wenden und die Gattin zu befreien. „Ihn trieben" - berichtet der römische Historiker - „neben dem natürlichen Ungestüm die Wegschleppung seines Weibes und sein noch ungeboren in die Sklaverei verkauftes Kind wie sinnlos umher, und er stürmte hin durch die Cheruskergauen, zu den Waffen wider Segest, zu den Waffen wider die Römer rufend. So den Deutschen Vaterland, Familie und heimische Sitte lieber wären als Fremd- und Zwingherrschaft, so möchten sie sich an ihn, den Führer zu Ruhm und Freiheit, anschließen."

Wohl hatte dieser Aufruf Erfolg, wohl belebte des Befreiers Feuereifer den nationalen Widerstand gegen Rom wiederum, allein Thusnelda war nicht mehr zu retten. In der Gefangenschaft gebar sie bald einen Sohn, welchen die Römer Thumelikus nannten.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland blieben im Grunde resultatlos, obzwar die nach Rom gesandten Siegesbulletins des Cäsars großartig genug lauteten. Armin hielt ihm mit zäher Ausdauer Widerpart. Tiberius rief den Neffen vom Oberbefehl in Germanien ab, vergoldete aber diese Pille mittels Bewilligung eines Triumphes, welcher am 27. Mai im Jahre 17 in Rom gefeiert wurde. Dem Strabon verdanken wir den Bericht, daß in der Triumphalprozession Thusnelda, ihre zweijährigen Sohn auf dem Arme, mit ihrem Bruder Segimund in Fesseln vor dem Wagen des Triumphators einherrgehen mußte, und daß der Verräter Segest die namenlose Infamie beging, von einem ihm - „weil er zu uns übergelaufen war" - angewiesenen Ehrenplatz aus diese echtrömisch-grausame Mißhandlung von Sohn, Tochter und Enkel mit anzusehen.

Der schwergeprüften deutschen Frau geschah noch Bitterstes: - ihr Sohn wurde ihr entrissen, um, wie wir

aus Tacitus wissen, in Ravenna erzogen zu werden. Da mag der Leidvollen das Herz in der Brust gelegen haben, so schwer und einsam wie ein von seinem Tau losgerissener Anker auf dem Grunde der See. Wann und wie sie gestorben, wissen wir nicht. Hoffentlich bald. Was aus dem armen Sohn Armins geworden, können wir vermuten. Tacitus, nachdem er gemeldet, daß Thumelikus in Ravenna erzogen worden, fügt hinzu: „Zu welchem Hohn des Geschickes er aufgespart war, werde ich später erwähnen." Allein diese Erwähnung ist bekanntlich nicht vorhanden, weil der Teil der Taciteischen Schriften, in welchem sie vorkommen sollte, verlorengegangen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Thusneldas Sohn in der Gladiatorenschule zu Ravenna zum Fechtersklaven abgerichtet wurde, um als solcher, er, der Sprößling Armins, etwa zur Feier eines über die Deutschen gewonnenen Sieges im Zirkus dem vornehmen und geringen römischen Pöbel zum pikanten Spektakel zu dienen. Freilich beruht diese Annahme immerhin nur auf fünf Worten des Tacitus („educatus Ravenna puer, ludibrio conflictatus"). Dem Dichter aber war es erlaubt, auf dieser schmalen historischen Basis eine tragische Dichtung aufzubauen, was denn auch Friedrich Halm theatralisch wirksam getan hat.

Nach der Katastrophe vom Jahre 15 führte Armin den nationalen Unabhängigkeitskampf noch volle sieben Jahre weiter, „nicht mehr siegreich in Schlachten, aber unbesiegt im Kriege", wie sich Tacitus ausdrückt, der ihn an derselben Stelle ehrend den „unzweifelhaften Befreier Deutschlands" nennt, welcher dem römischen Reiche auf der Machthöhe desselben Trotz geboten habe. Was aber Rom nicht gelang, den nationalen Helden zu fällen, das brachte der gemeine Neid seiner Mithäuptlinge zu-

wege. Diese bezichtigten ihn des Strebens nach Alleinherrschaft - als ob er nicht verdient hätte, sie zu führen! - und gingen im Namen der „deutschen Libertät" gegen ihn an. Also mit derselben dynastischen Lug- und Truglosung, welche die deutschen Fürsten die ganze deutsche Geschichte entlang allezeit erhoben haben, wenn sie Verrat an der Nation verüben wollten. Mitglieder seiner eigenen Familie waren mit Armins Hassern und Neidern verschworen und standen ihm nach dem Leben. Nachdem er zwölf Jahre lang der Bannerherr Germaniens gewesen, fiel er, siebenunddreißigjährig, durch die Tücke seiner Verwandten („dolo propinquorum"). Die Dummheit und Gemeinheit haben es also schließlich über das Genie und den Hochsinn davongetragen, damit ja die Weltordnung nicht aus dem gewohnten Geleise käme.

Die Gattin in der Gefangenschaft am Herzeleid gestorben, der Sohn als Fechterknabe verdorben, der Retter Deutschlands selbst von deutschen Händen meuchlings erschlagen - nicht sehr gemütlich das, aber lehrreich. Da sieht man wieder einmal recht deutlich, wie es „Gefühlspolitikern" und „Idealnärrinnnen" ergeht. Nehmt ein Exempel daran und laßt es euch zur Warnung gereichen, ihr armen unpraktischen Leute, „Idealpolitiker", „Schwarmgeister", „Prinzipienreiter", Spieler auf der alten „Gesinnungstüchtigkeitsleier"!

Wohl, ihr Herren Realisten, wir nehmen ein Exempel daran; nur ziehen wir die Nutzanwendung etwas anders. Wer hat euch denn, fragen wir, in den Stand gesetzt, uns in deutschen Lauten den Text zu lesen, der Erfolgschleppeträger Segest oder der „Prinzipienreiter" Armin? Wir wissen zwar ganz gut, daß ihr, Bekenner der Machtanbetungsreligion, die Anathemaspritze nicht minder eifrig handhabt als der „Oberbonze von Babel", welcher nicht

müde wird, die Jauche seines alleinseligmachenden Afterwitzes über Europa hinzuspritzen; aber fragen darf man ja doch wohl noch, und so werdet ihr uns erlauben, euch noch etliche weitere Fragen vorzulegen, obgleich dieselben mit dem abgehandelten Thema nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Wenn, wie ihr sagt, alles im besten Geleise der Entwicklung ist, wenn eure reale Politik und Wissenschaft mit dem ganzen Dünkel deutscher Kathedrarierschaft auf die Ideale des 18. Jahrhunderts herabsehen darf, wie geht es denn zu, daß jene an aufhellender und befreiender Wirkung dieser bei weitem nicht gleichkommt? Könnt ihr leugnen, daß die Pfaffenmacht heutzutage eine Stellung einnimmt, wie sie vor hundert Jahren unmöglich war? Damals hätte man den Gebildeten in Europa zumuten sollen, sich mit dem absoluten Hokuspokus eines Konzils als mit einer ernsthaften Sache zu beschäftigen! Ein unermeßliches Gelächter wäre die Antwort gewesen.

Ihr habt Politik und Wissenschaft materialisiert und habt sie glücklich dahin gebracht, die Götter, die Ideale von den Altären zu stoßen und in dem ungeheuren Mammonstempel, dessen Dach über die Gegenwart sich hinwölbt, den Levitendienst zu verrichten. Aber habt ihr denn ganz und gar kein Auge und kein Verständnis dafür, daß die hochmütige Verblendung, womit ihr den unausrottbaren idealistischen Zug und Trieb im Menschen entweder als gar nicht vorhanden betrachtet oder demselben doch jede Befriedigung versagt, der pfäffischen Pfiffigkeit Gelegenheit und Raum gabt, dieses Triebes sich zu bemächtigen, um ihn wieder in die labyrinthischen Räume der alten finsteren Santa Casa hineinzuschmeicheln? Euer Geschäft der Entgötterung und Entgeistung der Gesellschaft floriert, floriert sehr, kein Zweifel; aber gereicht es

denn etwa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche so nüchtern kalkuliert und allen Idealismus als „unpraktisch" verspottet, gereicht es dieser praktischen, auf die Errungenschaften der exakten Wissenschaften und auf die Erfolge der Realpolitik so stolzen Zeit wirklich zur Ehre, daß der Menschheit Gewissen verstummt scheint und die „heilige Dummheit" mit unerhörter Frechheit rasende Orgien aufführen darf? Orgien, in welchen der Papstwahnsinn mit der Schamlosigkeit den Infallibilitätskankan tanzt, Orgien, welche im Tollrausche des Afterwitzes „Enzykliken" wie jene vom Dezember 1864 in die Welt hinausschreien. Zeugt es wirklich für einen Fortschritt der europäischen Gesellschaft oder aber aller staunenswerten materiellen Gewinnste und Schöpfungen ungeachtet für einen Rückschritt, wenn ein auf den sieben Hügeln von Rom so lange nur durch bonapartische Bajonette aufrechtgehalten gewesenes Gespenst des Mittelalters zur Verhöhnung und Beschimpfung von allem, was denkenden, wissenden und redlichen Menschen heilig ist, einen „Syllabus" ausgehen lassen durfte, worin die traurige Botschaft des Kretinismus mit satanischer Überhebung als ein Evangelium verkündigt wurde?

Ihr weist stolz auf die Fülle von mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen und Findungen, welche unserer Zeit eigen und deren Wert kein Verständiger unterschätzen wird. Ja, gewiß, jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen zollt den exakten Wissenschaften seinen begeisterten Dank für die unberechenbar großen Wohltaten, welche sie zu unserer Zeit mittels ihrer Arbeiten und Erfolge dem Menschengeschlecht erwiesen haben und zu erweisen fortfahren. Aber Menschen von Kopf und Herz können und werden nicht anstehen, die in unseren Tagen sehr laut gewordenen Ansprüche der exakten Wis-

senschaften auf Alleingeltung, Allmacht und Alleinseligmacherei ganz entschieden zu verwerfen und zurückzuweisen. Die menschliche Gesellschaft lebt denn doch nicht allein von mathematischen Formeln, von Dampf- und Gasbereitung, von Eisenbahnen und Telegraphen. Die Bestimmung des Menschen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und seinen Kult aus dem Leben weg, und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweinestall. Ein mittels der Tätigkeit eurer exakten Wissenschaften recht utilitarisch sauber und bequem eingerichteter Schweinestall, aber doch immer nur ein Schweinestall, in welchem für Götter, für Begeisterung, für Gefühlsinnigkeit, für Gedankenhoheit und Opferwilligkeit kein Platz ist und nur der eiserne Moloch des Nutzens fühllos seine gräßlichen Hekatomben empfängt.

Der Vorwurf, ausschließlich und hochmütig zu sein, trifft freilich mehr die Masse als die Spitzen der exakten Wissenschafter, obzwar es nur einem Humboldt gegeben war, Idealismus und Realismus in völlig harmonischem Gleichmaß zu repräsentieren. Allein diese Masse wirkt mittels ihrer Massenhaftigkeit, und diese Wirkung läßt sich darin verspüren, daß junge Leute, welche eine algebraische Gleichung zu lösen oder eine Säure herzustellen oder das Nervengeflecht eines lebendig geschundenen Kaninchens bloßzulegen gelernt haben, sich berechtigt glauben, mit der ganzen Überhebung der Unwissenheit auf ideale Schöpfungen hinzublicken, welche zu den edelsten Siegen und unvergänglichsten Triumphen des Menschengeistes gehören. Allerdings kann man sagen, es sei gleichgültig, was Dummlinge sich einbilden. Nicht gleichgültig jedoch ist, daß die exakte Wissenschaft selber die nötige Bescheidenheit lerne. Sie könnte, so sie wollte, dieselbe aus der Tatsache lernen, daß alles Schönste, was die Menschheit besitzt,

v o r der Blüte der exakten Disziplinen geschaffen wurde. Alle die ewigen, „menschengeschickbestimmenden" Phantasie-, Gedanken-, Bildner- und Tonwerke, von der Ilias, dem Prometheus, dem Buch Hiob, der Bhagavadgita, dem Parthenon und der Aphrodite von Melos an und bis herab zur Madonna Sistina, zum King Lear, zur Kritik der reinen Vernunft, zum Faust und zur Symphonia heroica – sie alle und noch zahlreiche ebenbürtige sind geschaffen worden, bevor das über alle Maßen gepriesene Millennium der exakten Wissenschaften angehoben hat. Und wann dereinst gar manche versunken und verschollen sind, wann auch die Eisenbahnen da sein werden, wo jetzt die kaiserlich römischen Heerstraßen sind, dann wird die Gedankensaat eines Platon und eines Aristoteles noch immer Halme treiben und Ähren reifen, wird die Stimme des Demosthenes noch fortschallen, wird der Zeus von Otrikoli noch immer die Majestät des zum Göttlichen gesteigerten Menschentums versinnlichen, wird das gewaltige Lied von Siegfrieds Ermordung und Kriemhilds Rache noch immer brausen, werden die Flammen von Dantes Hölle noch immer glühen, wird der Nathan noch immer Vernunft und Gerechtigkeit predigen, der Tell Jünglingsherzen höher schlagen machen und Childe Harold sympathische Tränen in Frauenaugen locken.

Ihr sagt freilich: Was soll uns das alles? Nur die Wahrheit macht frei, und Wahrheit gibt nur die „exakte" Wissenschaft. Aber ist es denn nicht fraglich, ob die einseitig betriebene „exakte" Wissenschaft freie und ganze Menschen und Männer zu schaffen vermöge? Ist es denn nicht auffallend, daß gerade Träger der exakten Disziplinen häufig genug bereit sind, jedem Machthaber in den Handschuh zu kriechen? Woher kommt es, daß man so manche Rechner und Experimentierer da in der Lang-

ohrenschar erblickt, welche die Säcke des Köhlerglaubens andächtig aus der kirchlichen Mühle trägt, oder dort in der Reihe der Hofpudel, welche so vortrefflich zum Aufwarten und Apportieren dressiert sind?

Ihr rühmt euch, auch der Jugend alles unpraktische Phantasieren, Idealisieren und Sentimentalisieren allmählich verleidet zu haben. Aber habt ihr dadurch nicht mit roher Hand den Schmetterlingsflügelstaub von der Menschenseele gewischt, habt ihr nicht die liebenswürdige jugendliche Begeisterung in widerwärtige Blasiertheit verkehrt? Habt ihr die Jugend nicht gelehrt, die höchste, die einzige Wissenschaft und Kunst sei im Grunde doch die, ein Millionär oder gar ein Milliardär zu werden, gleichviel wie? Ist die unter euren Auspizien auch von jungen Kehlen mit der ganzen Frechheit erzstirniger Selbstsucht hergebrüllte „zeitgemäße" Losung: „Regalias, Veuve Cliquot, Loretten und Offenbachsche Musik!" etwa edler als die altfränkische „Freiheit und Humanität"?

Ihr tut endlich groß damit, die Idee des Staates in den Leuten zum Bewußtsein gebracht zu haben. Aber was für eine Staatsidee? Die des ordinären Militär- und Polizeistaates, unter dessen Joch ihr euch selber untertänigst beugt. Und ist es wirklich unseres Geschlechtes höchstes Ziel, daß wir, statt freie Menschen, d. h. harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, unformierte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchtes Staatsvieh seien?

Ja, ihr habt es glücklich dazu gebracht, die Götter ins Exil zu treiben. Seht zu, wie weit und wohin ihr mit euren Götzen kommt.

HYPATIA

. . . . Das Gemeine nur
Stößt sich den Fuß nicht wund auf seinen Wegen
Und wird nicht aufgehalten. Welt und Zeit,
Euer Schoßkind ist die Mittelmäßigkeit!

Otto Ludwig.

1.

Die Sophisten der „Umkehr" brauchten uns nicht erst so feierlich-ausdrücklich zu versichern, wie sie taten - wir wußten ja schon lange aus allen heidnischen, jüdischen, christlichen und islamischen Kirchengeschichten, daß Ausschließlichkeit, Unduldsamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen sind, sowie der Religion an und für sich. Das ist nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgesprochen. Die arme Religion kann nichts dafür: so wenig der Löwe etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieses seines Naturtriebes Blut vergießen muß. Es folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn sie verfolgt.

Religion ist das Tasten aus dem Zeitlichen heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadsuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenschlagen vom Sinnlichen ins Übersinnliche. Geht man - ich spreche selbstverständlich hier nur von Menschen und für Menschen, welche das Zeug und den Mut haben, folgerichtig zu denken -, geht man diesem eiteln Mühen und Ringen bis zu seiner letzten Wurzelfaser nach, so findet man, daß dieselbe heißt: Angst vor dem Aufhörenmüssen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Mensch will über die seinem Dasein gesetzten Grenzen hinaus fortexistieren: der Glückliche, um seines diesseits genossenen Behagens auch im Jenseits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben" all das Glück zu finden, um welches er „hüben" geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die

„heiteren Regionen" zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen", die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer – von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede sein*) –, nur „Nummer-Eins-Männer", welche es nach des Lucretius schönem Ausdrucke soweit gebracht haben, gleichmütig auf alles blicken zu können („pacata posse omnia mente tueri"), vermögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich" und „Selbst" ins unerbittliche Antlitz zu sehen und, wann die letzte Stunde gekommen, stoisch-resigniert zu sagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!" Die übrigen Millionen und Hunderte von Millionen, sie wünschen alle ihr „Seelenheil" zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menschenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünscht, so glauben und hoffen sie, daß ihr liebes Ich, „unsterblich" und bestimmt sei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klasse der ewigen Vervollkommnungsschule versetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu schauen".

Und die Frommen haben recht. Denn tatsächlich fällt die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit untrennbar mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes zusammen, und diese identische Vorstellung macht das aus, was wir „Religion" nennen. Man kann also die Religion mit Fug und Recht eine Assekuranzanstalt für das Seelenheil heißen, eine Unsterblichkeitsversicherungsgesellschaft. Assekuranzanstalten setzen aber die Solidarität der Interessen ihrer Teilnehmer voraus, und ihr Gedeihen beruht auf einer möglichst zahlreichen Beteiligung. Je größer die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, desto größer das Assekuranzkapital und desto größer mithin auch die Sicherheit der Assekurierten – wenigstens in der Einbildung derselben.

*) Hier widerspricht sich Scherr durch seine nächste Darstellung selbst.

Denn es untersteht ja keinem Zweifel, daß die Menschen stets bereit sind, alles, was sie von Tausenden, Hunderttausenden und Millionen geglaubt, sehen und hören, ohne weiteres für wahr und richtig, für sicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt sich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiösen Unternehmens um so bedeutender ist, je größer die Zahl derer, welche ihre „Seelen" bei demselben versichert haben. Deshalb muß es jedem Teilhaber und vorab den Geschäftsführern, Verwaltungsräten und Agenten ernstlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirksamkeit der Anstalt immer weiter und weiter, womöglich über die ganze Erde auszudehnen. Es ist also für den Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieselbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck stets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenschen, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu diesem oder jenem alleinseligmachenden Assekuranzglauben bekehrt werden. Sie müssen in unseren Schafstall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben sie sich, desto schlimmer für sie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Tut nichts - „der Bien' muß!"

Es ist demnach nur eine der bekannten „Flachheiten" des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungssucht als Schattenseiten der Religion achselzuckend beklagt. Im Gegenteil, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit sind wesentlich religöse Tugenden. Jede Religion, solange sie an sich selber glaubt, ist fanatisch und verfolgungssüchtig. Sie muß es sein, sie kann gar nicht anders. Jeder rechte Gläubige ist ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, seine Mitmenschen aus lauter Liebe zu fressen, d. h. aus ungeheurer Angst für sein und ihr Seelenheil

sie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeist und der Verfolgungsgewalt einer Religion sinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt" und duldsam wird, tritt sie in das Stadium des Marasmus senilis. Religiöse Toleranz ist ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht bestehende Glaubensform von der Zivilisation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden sei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Bestand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion ist dann weiter nichts mehr als eine organisierte Heuchelei, welcher sich auch die denkenden Menschen - zu ihrer Schmach sei es gesagt! - unterwerfen, indem sie mit vornehmem Achselzucken das religiöse Institut fortgelten lassen als eine geistliche Sukkursale der weltlichen Polizei, „gut genug für den großen Haufen".

Freilich ist es - alle die Gekreuzigten und Verbannten haben es schmerzlich erfahren - gefährlich, „sein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren"; allein wenn man nicht den Maßstab der Konvenienz, sondern den der Sittlichkeit anlegt, so erscheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerter als so ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinsen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommunizieren sieht, aber mitläuft und mitkommuniziert. Wer auf den mühsamen und gefährlichen Felsen, und Gletscherpfaden der Selbstbefreiung die Ätherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der soll auch den Mut haben, von dem gedankenlosen Schwarm in der Tiefe sich fernzuhalten und das „Odi profanum vulgus et arceo —" zu bekennen und zu befolgen. Jeder selbständige Denker ist ja ein einsamer Mensch, ein Einsiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß sich daran gewöhnen, „a phantom among men" zu sein wie der arme Shelley . . .

Und was soll diese ganze Gedankenentwicklung? Oh, weiter nichts als das „Thema" bilden für die nachstehende historische „Glosse".

2.

Vielleicht der genialste Mensch des gesamten Altertums ist der mazedonische Alexander gewesen. Man begreift beim Anblick dieses wunderbaren Jünglings, daß die Völker sich zuflüsterten, seine Mutter Olympias habe mit dem Zeus sich vergangen und in der Umarmung des höchsten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupitersproß, der Sohn Semeles, unternommen hätte, das machte der Mazedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Asien hat etwas Bacchantisches; etwas wie das Thyrsusschwingen jauchzender Mänaden, etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn, und zuletzt, ach, endigt alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrschaftsschwindels und des – Weinrausches. Ein Stück Romantik, phantastisch-kühn mitten in die Antike hineingestellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homerischen oder ein Ritter im ariostischen Sinne, sondern unendlich viel mehr: – ein Kulturheld. Ein durstiger Zecher, setzte er die mit dem Nektarwein der hellenischen Bildung gefüllte Schale an seine Lippe, um in vollen Zügen zu trinken. Dann schwenkte er den göttlichen Pokal asienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Gestaden des Indus und des Nils hinspritzte. Ohne Bild: die Erträgnisse der griechischen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der mazedonischen Lanzen hinaus-

getragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Mission eines Zivilisators, und hierin hat seine Genialität noch weit glänzender sich erwiesen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialste seiner zivilisatorischen Taten war aber unstreitig die Gründung der Stadt, welche seinen Namen erhielt und bald auch seinen Leichnam, um denselben in dem Mausoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria da sich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtstraßen - eine Meile die eine, drei Meilen die andere lang - rechtwinkelig sich kreuzten.

Auf der Landzunge zwischen dem See Mareotis im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, bestimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitische Hochschule des Hellenismus, die Kulturvermittlerin zwischen drei Erdteilen zu sein. Und das ward sie und blieb sie etliche Jahrhunderte lang. Die Dynastie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerter Geschicklichkeit das Griechentum dem alten Ägypten aufzuimpfen verstanden hat, machte ihr Alexandria architektonisch zur ersten Stadt der letzten vorchristlichen Jahrhunderte, und sie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüstungen zum Trotz, welche sie in den Zeiten des Überganges Ägyptens in römische Botmäßigkeit erlitt, diesen Rang auch noch im ersten Säkulum der christlichen Ära. Ja, bis zur Zeit Trojans konnte sie an Kolossalität, Manigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauten, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichtum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts scharfsichtigen Beobachtern und kompetenten Urteilern zweifelhaft erschien, ob Konstantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charak-

ter der Weltbürgerlichkeit gehabt, und die Ptolemäer hatten denselben aus allen Kräften gestärkt und gesteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die starre Abgeschlossenheit des Ägyptertums und dieses mittels Rassen-, Religionen- und Bildungsmischung allmählich zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieses politischen Gedankens und zugleich ein geräuschvoller Hohn der Weltgeschichte auf die pfäffisch-pharaonische Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem riesenhaften, die Pharusinsel mit dem Festlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Mareotis in Verbindung setzte, auf den Kais, auf den Plätzen und Straßen wogte und bewegte sich die bunteste Völkermischung. Drei Erdteile stellten ihr lärmendes Menschenkontingent. Die kaukasische, die malaiische und die äthiopische Rasse waren da vertreten. Alle Hautfarben und alle Trachten Asiens, Afrikas und Europas wimmelten durcheinander, die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten sich. Geschwader von Nilbarken führten die Erzeugnisse Abessiniens und Oberägyptens hinab, Kamelkarawanen brachten von den Ufern des Roten Meeres die dort ausgeladenen Stoffe Chinas und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Pelusium herüber den Überfluß Syriens und wieder andere die köstlichen Früchte der in die Wüsten Libyens gestreuten Oasen. Und was Asien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Warenspeichern am mastenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller seefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küsten Europas verführt zu werden. Im übrigen hatte Alexandria wie die Vorteile der ersten Welthandelsstadt zu genießen, so auch die Nachteile dieser Stellung zu tragen. Die Stadt war dem-

zufolge der Hauptsammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälscher, Diebe und Mörder und der alexandrinische Pöbel seiner Anzahl, seiner Frechheit und Unbändigkeit wegen so berüchtigt, wie zu unserer Zeit der Mob von London oder Neuyork. Überhaupt war die buntgemischte Bevölkerung Alexandrias schwer zu bemeistern und schwierig zu beherrschen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreist den Ehrenplatz ansprechen, welcher in der modernen Welt den Parisern von Rechts wegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsstätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Empörungen, sondern auch der Wissenschaft. Welche Nachblüte hier die griechische Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäischen Dynastie lassen, daß sie die Kulturmission des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortsetzten. Zwar die schöpferische Kraft des hellenischen Genius in allen höheren und höchsten Sphären der Poesie und Philosophie war im alexandrinischen Zeitalter schon unwiderbringlich dahin, und die erquicklichsten dichterischen Töne, welche damals noch laut wurden, kamen aus der idyllischen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte sich in Alexandrien zum erstenmal in der antiken Welt eine vielseitige, methodische Gelehrsamkeit und eine eifrige, systematische Pflege der exakten Wissenschaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Altertums. Die von Ptolemäos Philadelphos zusammengebrachte unschätzbare Büchersammlung von 400 000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandrinischen Kriege des Julius Cäsar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäos Physkon sammelte eine zweite kostbare Bücherei, die dann in 200 000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Anto-

nius seiner hochgeliebten Kleopatra zum Geschenke machte, einen stattlichen Zuwachs erhielt. Diese Büchersammlung, welche die geistigen Schätze, die Resultate der gesamten Kulturarbeit des Altertums in sich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Riesen- und Prachtgebäude also, welches die grandioseste Tempel-baute der alten Welt und der Stolz Alexandrias gewesen ist. Das Serapeion, an und in welchem sich alles Schöne, was griechische Ornamentik, Skulptur und Malerei her-vorzubringen vermochten, mit dem Kolossalen der ägyp-tischen Architektur zu einem majestätischen Ganzen ver-band, war dem Dienste des Serapis (Sar-Api, zusammen-gezogen aus Osiri-Hapi, Osiris der Richter) geweiht und also einem durch den ersten Ptolemäer zusammengestop-pelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologische Bildung! Denn der König hat den hellenischen Zeus seinen ägyptischen Untertanen dadurch annehmlich zu machen ge-sucht und gewußt, daß er den griechischen Gott mit einem ägyptischen, dem Osiris, zu einem Idole verschmolz.

Das sinkende Heidentum bemühte sich überhaupt, mit-tels allerhand wunderlicher Kombinationen und Allianzen seine Existenz zu verlängern. Es war auch, bereits von dem Vorgefühle seines Unterganges angefröstelt, ver-träglich und duldsam. Besonders in Alexandria, wo schon die Handelsverhältnisse es gebieterisch forderten, daß die verschiedenen landwüchsigen und importierten Götter, d. h. ihre Anhänger, in leidlichem Frieden miteinander oder wenigstens nebeneinander lebten. Die heidnischen Gott-heiten hatten sich da schon frühzeitig die Nachbarschaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen lassen müssen; denn die Kinder Israel waren zu vielen Tausenden an einen Ort herbeigeströmt, welcher zum Geschäftemachen so geeignet war, hatten sich da niedergelassen und bildeten infolge der

Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen sehr zahlreichen und gewichtigen Teil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Christentums brachte sodann in diese ein neues, höchst wirksames Ferment. Auf dem heißen Boden Ägyptens, welcher ja die christliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatisierte sich der neue Glaube zu einer agressiven Wut hinauf,welcher gegenüber Heidentum und Judentum nur mühsam ihre defensiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptischen Wüsteneien sind jene Scharen barfüßiger und schwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidnische Welt geschaffen hatte, einen Vertilgungskrieg ansagten und diesen Krieg unerbittlich führten.

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersschwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göttern - denn schon hatte sich ja auch das Christentum polyteistisch gestaltet - ihrer Altäre entsetzt und ins Exil getrieben, welches sie - merkwürdig zu sagen! - in der Brust der ganz Bildungslosen, der Bauern auf dem platten Lande, sowie der Höchstgebildeten fanden, welchen letzteren die Anschauungen und Lehren der griechischen Philosophie mehr religiöse Befriedigung gewährten als die vom Konzil zu Nicäa festgestellten christlichen Dogmen. Aber die Philosophie war nur ein schwacher Schild für die armen schönen Göttergestalten des Olympos. Sie vermochte dieselben gegen die Streitaxt in der derben Faust der christlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menschen", Jupiter Optimus Maximus, förmlich und feierlich abgesetzt wurde.

Dieses Exempel ist an einem Gotte, zu welchem Milli-

onen und wieder Millionen von Menschen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, statuiert worden auf Anordnung des Kaisers Theodosius, welcher, der Sohn eines hispanischen Landsknechts, des römischen Gesamt-Imperiums Majestät zum letztenmal in seiner Person vereinigte. Es war gewiß eine höchst eigentümliche Szene, als der Kaiser in voller Senatssitzung die Frage: „Soll der Dienst Jovis oder Christi die Religion der Römer sein?" zur Verhandlung und Abstimmung bringen ließ. Tote also sollten da einen Toten begraben. Denn der römische Senat war ja seit etlichen Jahrhunderten schon nur noch eine klägliche Spukgestalt, ein Gespenst der Republik, welches der Cäsarismus wie zum Spaß hatte herumwanken lassen, und auch der alte Jupiter war schon vor langer Zeit gestorben. Dennoch – wunderbar zu melden! – vermochte der allerhöchste Wink und Befehl in der senatorischen Mumiensammlung keine Stimmeneinhelligkeit zu Ungunsten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwege zu bringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretiert: Herrgott Jupiter ist hiermit abgesetzt und seine Religion verworfen und abgetan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Versen und in Prosa dem Erfolge räuchern, der Zeitgenosse Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar" losziehend, dem abgetanen Gotte noch einen hexametrischen Eselstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade dreizehn Jahrhunderte später stattfand, an jenen auf Betreiben Robespierres gefaßten Konventsbeschluß, kraft dessen der Herrgott – unbestimmt freilich, ob der heidnische, jüdische oder christliche – wieder eingesetzt worden ist. Was sich doch die armen Götter unter Umständen nicht alles gefallen lassen müssen!

Die Zerstörungsarbeit, welche der christliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit seiner Flegeljahre gegen das altersschwache Heidentum begonnen hatte, war jedoch dem römischen Senatskonsult weit vorausgeeilt, insbesondere in den Provinzen des Ostens, wo sich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wut auf die Örtlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidnischen Greuel" vom Angesicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünstigem Eifer in diesem Geschäfte war unter seinen Amtsbrüdern der Erzbischof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenössischen Quellenschriften in so schroff wechselnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke gewesen - wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und späterer Zeiten der Fall. Im übrigen muß man einräumen, diese alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten" Philister, keine aufgeklärten Wendehälse, Zweiächseler und Simsenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balacierstängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Draufgänger mit Hurra und Hussa, will sagen mit Kyrie-eleison und Tedeum-laudamus, mit Hosianna und Halleluja.

Der streitbare Theophilus lebte selbstverständlich mit der heidnischen und jüdischen Bevölkerung Alexandrias in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel List, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Absicht, seinen dreieinigen Gott über Zeus oder Jahve triumphieren zu lassen. Juden und Heiden - die letztere unter Führung des Philosophen Olympios - zogen mitunter, durch die gemeinsame Gefahr vereint, an einem Strange gegen den Erzbischof; allein dieser, dem der Pöbel der Stadt und in der nahe gelegenen Wüstenei Nitria ein

allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Diensten war, erwies sich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch sein Zerstörungsanschlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidentums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidnische Autoren behauptet, der heilige Mann sei bei seinem Anschlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames" getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuren Barschatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräten und Weihegefäßen dort vorhanden, an sich bringen wollen. Wie dem sei, der Erzbischof gelangte an sein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodosius zu erwirken, welches ihn zur Zerstörung der „Götzen" in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiser nicht mit sich spaßen ließe, so entmutigte, daß sie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligtums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Christ, der er war, begann sein Zerstörungswerk mit der Vernichtung der heidnischen Kulturschätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: – die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerstreut. Diese heidnischen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Mathematiker, Physiker und Astronomen, welche so vieles zu lehren wußten, sollten die heilige Unwissenheit und fromme Barbarei der Christen nicht länger belästigen und beeinträchtigen. Nachdem sodann der Erzbischof der goldenen und silbernen Tempelgefäße sich bemächtigt hatte, drang er mit seiner Bande bis ins innerste Heiligtum, bis zur Cella vor, wo die Kolossalstatue des Serapis stand. Auf des Prälaten Befehl tat ein Soldat die ersten Axthiebe auf das Bild des Gottes, dessen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und

macht sich mit grunzendem Protest gegen diesen Eingriff in wohlerworbene geistliche Rechte davon. Das umstehende Volk bricht darob in schallendes Gelächter aus; aber nur getrost, o frommes Ungeziefer, die Menschen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen lassen, in deren Bäuchen du wohlig dich bergen und betten kannst. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerstörungsmittel mühselig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der später teilweise abgeräumten Schuttstätte eine den christlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet. Die Ratten konnten wiederkommen.

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidentum und Judentum in der Metropole Ägyptens schwere Niederlagen bereitet und das Christentum zur herrschenden Religion daselbst gemacht. Man erkannte das schon an dem selbstbewußten und prunkvollen Auftreten der Christen und Christinnen in den Straßen der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt schon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, sondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modischen Damen. Letztere stolzierten auf Straßen und Plätzen in kostbaren Gewändern, bestickt mit Bildern aus der christlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen" Schrift an einer Goldkette am Halse hängend, während Sklaven Sonnenschirme über sie hielten und ihnen Betkissen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geschlagene Heidentum noch lange nicht völlig besiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart, wenn nicht den Glauben an die alten Götter, so doch den Geschmack für

die antike Philosophie bewahrte. Da war es denn, dieser verdammlichen Ketzerei zu steuern und die Insassenschaft des rechtgläubigen Schafstalls zu mehren, sehr vonnöten, daß die energische Agression des hochseligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortsetzer fand in der Person seines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbischöflichen Throne von Alexandria war (412-44).

Sankt Kyrill - denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf - hat sich bekanntlich als Gegner des Nestorius in der Dogmengeschichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von Berufs wegen in jenen Regionen des tieferen Blödsinns, wo die Synapheitd kai enoikesis und die Physike enosis[1]) als wutkreissende Fledermäuse einander zausen, sich umgetrieben hat, kennt den rüstigen Klopffechter, welcher kein sanftes „Lämmerschwänzchen", wohl aber ein kräftiger Ochsenziemer der ecclesia militans gewesen ist. Hierzu hatte ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeschult, und er brachte auf den erzbischöflichen Stuhl den festen Entschluß mit, so oder so mit dem Juden- und Heidentum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbischof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er versicherte sich der Macht über den fanatischen, stets zum Spektakeln und Tumultieren geneigten und bereiten Pöbel und schuf sich in den sogenannten „Parabolani", städtischen Missionaren, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege bestimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies getan, richtete er seinen heiligen Eifer zunächst gegen die Juden, welche ihrer durch zahllose Neckereien von seiten der Christen angeblasenen Wut nachgebend, zuletzt im

[1]) „Gemeinschaft und Verbundenheit" des „Gott Vaters" und des „Sohnes" und „natürliche Einheit" der „menschlichen und göttlichen Natur" Christi.

Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unser Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden sicherlich erlegen wären, falls sich der kaiserliche Präfekt Orestes nicht eingemischt hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen. Das ging freilich nicht so leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu Hunderten auf einen Wink Kyrills in die Staat geströmt waren, und die Parabolani besannen sich nicht, die Pöbelhorden selbst gegen den mit kaiserlicher Autorität bekleideten Präfekten aufzustacheln. Orestes bändigte nur mühsam den Aufstand, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittels eines Steinwurfes ziemlich schwer verwundete. Der Fanatiker wurde ergriffen, prozessiert und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers" im Cäsareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausstellen und dann pomphaft bestatten. Der Präfekt sollte es büßen, daß er in die widerjüdischen Absichten des kyrilischen Eifers hemmend eingegriffen. Orest stand dem Erzbischof überhaupt hinderlich im Wege. Erstens deshalb, weil der Stellvertreter des Kaisers seine Verachtung der christlichen Priesterschaft und seine Hinneigung zur heidnisch-hellenischen Philosophie nur schlecht verbarg, zweitens, weil er seiner Pflicht gemäß den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandrias aufrechtzuerhalten suchte; drittens weil Kyrill schlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als seine eigene - natürlich nicht etwa aus pfäffischer Herrschsucht, sondern einzig und allein „zur größeren Ehre Gottes".

Der Präfekt sollte demnach getroffen werden, und da sich zunächst keine günstige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Person zu treffen, so sollte er in einer ihm

nahestehenden getroffen werden. Die Umstände fügten es auch so glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Person, in welcher Orestes verwundet werden sollte, war die demselben befreundete Philosophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptstütze des Heidentums in Alexandria, mit welcher unser vielgeplagter Heiliger auch persönlich ein Hühnchen zu rupfen hatte. Denn die jungfräuliche Philosophin, die Heidin und Ketzerin, war so unverschämt, dem Erzbischof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche seine Predigten hielt, in ihrem Hause ihre philosophischen Vorträge zu halten, zu welchen - leidige Tatsache! - die Auswahl der alexandrinischen Gesellschaft zu Wagen und auf Sänften strömte, während ein sehr gemischtes, mehr ruppiges als elegantes Publikum die Zuhörerschaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den pastoralen Auslassungen desselben auf der Kanzel nicht an Händegeklatsch und Beifallsrufen; allein die Freude über diese wohlverdienten Erfolge wurde dem Prälaten schnöderweise durch heidnische Lästerzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbischöflichen Predigten gespendeten Beifallsrufe und Händeklatschlaute rührten von geschickt in der Versammlung verteilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notorischen Heiligen zum Ergebnis der Claque herabzuwürdigen, schon dieser Frevel verdient die härteste Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gut tut, gegen den Strom zu schwimmen und einer besiegten Sache zu dienen; sie wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuste ...

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers

Theon, welcher den Euklid und Ptolemäus kommentierte und sein um das Jahr 380 - vielleicht etwas früher oder etwas später - geborenes, mit großen Gaben ausgestattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Astronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen so fest und sicher, daß es den Ehrennamen „Mathematikerin" erhielt. Durch die strenge Vorschule der Mathematik ging sie in die Halle der Philosophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neuplatonismus, für welchen gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts der christlichen Ära hin die alte Lieblingsstätte der hellenischen Philosophie, Athen die letzte Hochschule geworden war. Diese Hochschule bezog auch Hypatia und hörte insbesondere den neuplatonischen Mystiker Plutarch den Jüngeren, in dessen Akademie seine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen spielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen nicht allein in Museen und Künstlerwerkstätten, sondern auch in Feldlagern, in Ratssälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien, Amalasunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daselbst als Lehrerin der Philosophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, sozusagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Gestalt, anmutigen Gebarens, geistvoll, hochgebildet, beredsam wie sie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein sie gab keinem derselben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfusionsrat, uns eine Fülle interessanter Notizen aus dem Altertum herüberrettete, Glauben zu schenken ist, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungfernschaft sogar keinen Anstand genommen, in sie Verliebte durch Anwendung sehr drastischer, nach

unserem Gefühle mit mädchenhafter Schamhaftigkeit freilich schwer zu reimender Mittel zu kurieren.

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die schöne und keusche Philosophin für Freundschaft um so empfänglicher, auch dadurch erweisend, daß sie nicht eine romantische, sondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiserliche Präfekt Orestes, welcher fortwährend alle Hände voll zu tun hatte, die energischen Eingriffe des heiligen Kyrill in seine statthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten notdürftig zurückzuweisen, und - merkwürdigerweise - ein christlicher Prälat, Synesius von Kyrene, Bischof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatias war. Der künftige Bischof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin sitzend, das ist auch so ein kontrastvolles Bild, wie sie eben nur in großen Übergangsepochen vorkommen. Synesios bildet bekanntlich mit Clemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der ältesten christlichen Poeten. Die zum Preise der Götter und der Mysterien und des neuen Glaubens gesungenen Lieder und Hymnen dieser Griechen haben freilich einen sehr starken Beisatz von Heidentum und schöpfen ihre Inspiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus denn aus den Evangelien. Als Musterstück dieser Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Clemens auf den Erlöser Christus gelten, allwo die Christen als „Säuglinge" erscheinen, welche „aus den süßen Brüsten der anmutigen Nymphe Weisheit himmlische Milch schlürfen".

Auch der gute Bischof von Ptolemais war im Grunde weit mehr Neuplatoniker als Christ, und daraus erklärt sich die Innigkeit und Dauer seines freundschaftlichen Verhältnisses zur Hypatia. Zugleich aber sind uns die überlieferten Urkunden dieses Verhältnisses, d. h. sieben Briefe

des Synesios an die Philosophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für diese. Der Bischof übersendet ihr seine Schriften zur Beurteilung und macht das Erscheinen oder Nichterscheinen derselben von ihrer zustimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er schreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles andere die Herbigkeit meines Schicksals zu versüßen vermöchte.“ Ein andermal entschüttet er seine Trauer also gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schwester, meine Lehrerin, meine Wohltäterin, meine Seele ist sehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tötet mich.“ Ein drittes Mal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, besser ergeht als mir, so bin ich nur noch halb unglücklich.“ Vom Christentum ist in den Briefen des guten Bischofs nicht mit einem einzigen Wort die Rede.

Und doch war das Christentum ein unhemmbarsiegend vorschreitendes Prinzip, das Heidentum nur noch ein abgünstig geduldetes. Jenes ein frohlockend um sich greifendes Feuer, dieses ein ängstlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühsam vor dem Erlöschen bewahrt. Man kann wohl sagen, daß die beiden Prinzipien zu Alexandria in den Personen des heiligen Kyrill und der keuschen Hypatia verkörpert einander gegenüberstanden. Ein Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben, und wir dürfen, ohne der Philosophin Unrecht anzutun, wohl annehmen, daß sie immerhin noch Weib genug gewesen sei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitsucht pflegen auch in Philosophinnen ein Plätzchen, mitunter

sogar einen großen Platz zu finden, und Sankt Kyrill mochte richtig raten, wenn er die Akademie der schönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidentums in Alexandria ansah, sondern auch als den Ort, wo sein Widersacher Orestes wirksame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrillischen Epigramme ausgingen, welche die alexandrinische Gesellschaft auf Kosten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anständig scheinen konnte.

Derweil man also im heidnischen Prätorium viel Geist verausgabte und Witz verbrauchte, philosophierte und satirisierte, bereitete man im christlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchischen Horden Nitrias draußen wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Gezischel um und birst auch wohl in wüste Schimpf- und Drohrufe aus, unsere liebenswürdige Philosophin sei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teuflischer Mysterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeschwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe signalisierte? Ohne Zweifel, aber er beschwor ja diese Dämonen nur „zur größeren Ehre Gottes", und außerdem wollen wir in geziemender christlicher Liebe glauben, daß im entscheidenden Augenblicke dem Beschwörer seine Macht über die Beschworenen versagte, denn von einem notorischen Heiligen ist doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grausamkeit Molochs verbunden; oder doch?

Das Zerwürfnis des Erzbischofs mit dem Präfekten war seit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide bestürmten den kaiserlichen Hof mit gegenseitigen Anklagen; allein es war kein erster Theodosius mehr da,

um entscheidend einzugreifen, sondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiserschemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reich lottern und schlottern ließ, wie sie konnten und mochten. Die beiden rivalisierenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher sich selber überlassen, und das „geistliche Schwert" durfte sich sagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für sich haben würde, so es ihm gelänge, das „weltliche" unterzukriegen. Aber es steht geschrieben: „Seid klug wie die Schlangen!" und unser Heiliger war in der Heiligen Schrift zu beschlagen, um das nicht zu wissen. Demut und Milde ziemt dem christlichen Priester und: „Liebet eure Feinde!" spricht der Herr. Aus diesen Gründen und nicht etwa, wie heidnische Lästerzungen behaupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche sich den Anschein geben wollte, herausgefordert worden zu sein, begab sich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den schwebenden Zwist in Minne zu schlichten und den Friedensschluß sofort auf das heilige Buch zu beschwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich sein Spiel. Denn siehe, Orestes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüsterung der Hexe Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohlvorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns gestoßen und eifrigst das Bockshorn des Zeters geblasen, um die heilige Dummheit und die fromme Wut auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen schwärmte von Nitria herein, die Matrosenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am Kanopischen Kanal spien ihre Insassen auf die Straße, damit sie „zur größeren Ehre Gottes" arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines wür-

digen Führers, eines angehenden Priesters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor" trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenspieler nicht geraten, seine Hände weiter dabei zu zeigen, sondern wusch vielmehr dieselben in Unschuld. Mit- und Nachwelt sind aber so profan gewesen, an die Wirksamkeit dieser Wäsche nicht recht zu glauben, und selbst der frommgläubige Sokrates Scholastikus konnte sich nicht enthalten, in seiner Kirchenhistorie mit dürren Worten zu sagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art seiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt".

Das Unheil war im Zug und der Greuel geschah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultierend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartige Auftritte zu sehr gewohnt waren, als daß sie sich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäsarischen" Kirche Hypatias Haus gelegen war, staute sich der wüste Menschenkehricht. Der Wagen der schönen Philosophin wartete an der Hauspforte, denn, unwissend, daß der Pöbelauflauf ihr gelte, war sie im Begriffe auszufahren.

Sie kam herab, bestieg den Wagen und hat, indem sie sich zurechtsetzte, wohl einen Blick philosophischer Verachtung auf die spektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, stößt Peter der Vorleser einen Signalschrei aus, und wütend werfen sich die Mönche und wirft sich die ganze „heilige Canaille" auf die „Hexe". Hypatia wird vom Wagen gerissen, und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh sämtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht sieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Überraschung und Entsetzen Versteinerten. Die also Geschändete wird unter

wüsten Mißhandlungen in die nahe Kirche geschleppt und dort von den rasenden Satanassen buchstäblich in Stücke gerissen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der Denkfreiheit werden unter kannibalischem Jubel durch die Straßen geschleift und schließlich auf dem Kinaron verbrannt... Das Christentum hatte gesiegt.

Diese Scheuseligkeit gemahnt in ihren Einzelheiten höchst auffallend an die gräßliche Ermordung der armen Prinzessin Lamballe im Gefängnis La Force am schrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob so oder so gefärbt, bleibt immer und überall derselbe, und mächtig ist im Menschen die Bestie.

MANON ROLAND

1.

Fühlende Menschen haben zu allen Zeiten etwas auf den Totenkult gehalten und es ist menschlich schön, der zärtlichen oder dankbaren Erinnerung an dahingegangene, geliebte Wesen durch Schmückung ihrer Gräber auch äußerlichen Ausdruck zu geben. Stößt dir ein Mensch auf, dem die Stelle nicht heilig ist, welche den Staub seiner Mutter birgt, so darfst du keck darauf schwören, daß du einen rohen Gesellen und kalten Selbstsüchtling vor dir habest. Die Beschaffenheit der Friedhöfe - Dank unserer Sprache für dieses schöne Wort! - kann geradezu einen Maßstab angeben für den Kulturgrad der Gemeinden. Jede wohlgesittete, gut geordnete hält auch die Ruhestätte ihrer Toten reinlich, schmückt sie mit Rasen, sauberen Wegen, Weiden und Cypressen, wie zum Zeichen, daß die lebenden Geschlechter ihrer Verpflichtung gegen die Toten eingedenk seien und daß „in unseres Daseins unendlicher Kette" kein Ring fehlen dürfe. Die greuliche Mißachtung der Toten, das schluderige Hinabwerfen derselben in die schauderhaften „fosses communes" kennzeichnete den äußersten Grad der Verwilderung und des Kannibalismus der französischen Schreckenszeit, als Paris nur noch halb ein Bordell und halb ein Schlachthaus war.

Für sinnende Gemüter hat es einen melancholischen Reiz, mitunter einen Friedhof zu durchwandern, wo der große Erlöser Tod alle die gefangenen Geister befreit und alle die wunden Herzen zur Ruhe gebracht hat. Wie wohltuend dieser Friede und diese Stille gegen den ewi-

gen Krieg, gegen das Getöse und Gestaube da draußen! Du brauchst nicht gerade ein sentimentaler Yorik zu sein, um hier den Eindruck zu bekommen, daß unsere ganze Erde mit all ihrer Lust und all ihrem Leid, mit ihrer ganzen Herrlichkeit und ihrem ganzen Elend doch weiter nichts ist als ein ungeheurer Friedhof, der sich so still und mühlos, wie die Cypressen rings um dich düstern, tagtäglich um sich selber und alljährlich um die Sonne schwingt.

Das Totenregister dieses Erdfriedhofes heißt in der hochmütigen Sprache der Menschen das Buch der Weltgeschichte.

Wie dich aber in einem gewöhnlichen Gräbergarten die mehr oder weniger albern-anspruchsvollen Denkmäler von Krethi und Plethi teilnahmelos lassen, während der einfache Denkstein eines guten oder bedeutenden Menschen, den du gekannt hast, dich festhält, deine Erinnerung erregt und dir die Seele mit Sympathie, mit Ehrfurcht, mit Klage füllt, so geschieht dir auch, wenn du jenes weltgeschichtliche Totenregister durchmusterst und dein Blick unter hunderttausenden von dir gleichgiltigen oder dich abstoßenden Namen plötzlich auf einen fällt, dessen Klang einen sympathischen Widerhall in deiner Seele weckt. Du hälst inne, die Gestalt des Trägers oder der Trägerin des großen oder teuren Namens dämmert in dir auf, erst nebelhaft, dann mit bestimmteren Umrissen, bis sie endlich in voller Deutlichkeit vor den Augen deines Geistes steht. Nun kannst du Zwiesprache halten mit den oder der durch die Beschwörungskraft deiner Phantasie und Teilnahme aus der Gruft herausgeholten, und wann die Geisterstunde um und die Erscheinung wieder ins „Reich der Schatten" zurückgekehrt ist, fühlst du dich wohl angeregt, ihr Bild, wie es sich dir dargestellt hat, mittelst des Stiftes oder der

Feder festzuhalten, um es anderen wieder einmal ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Nachhall einer solchen Geisterstunde klingt in den folgenden Blättern aus und die dem Schreiber derselben erschien, war eine der eigenartigsten, edelsten und unvergeßlichsten Gestalten der modernen Geschichte: Manon Roland

2.

Frau Roland wurde als Manon (eigentlich Marie-Jeanne) Phlipon in der bescheiden-bürgerlichen Behausung ihres Vaters, des Kupferstechers Pierre Gratien Phlipon, am Seinequai unfern Pont-Neuf in Paris als das zweite Kind ihrer Mutter Marguerit Phlipon am 17. März 1754 geboren und am 10. November 1793 auf der damals Revolutionsplatz geheißenen Place de la Concorde mittels der Guillotine ermordet.

Inmitten der Despotie und Sittenfäulnis des Ancien-Regime ist sie zur reingesinnten Priesterin der Freiheit, zur hochgestimmten Republikanerin aufgewachsen: die Republik – aber nicht d i e , deren Ideal die arme Manon in der Brust trug, sondern die wirkliche, die echt französische, die tiger-äffische, in den Wahnwitz der Pöbeltyrannei übergeschnappte Republik von 1793 hat erbarmungslos sie gemordet. Niemals hat eine rasend gewordene Mutter eine schönere und bessere Tochter erschlagen, obzwar die Erschlagene kein Engel gewesen ist, wie ja solche Fabeltiere überhaupt nur in den Hohlschädeln verliebter Toren spuken.

Auf Befehl der Commune von Paris, dieses würdigen Modells ihrer „Imitation" von 1871, wurde Frau Roland

in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1793 verhaftet, zuerst in der Abtei eingekerkert und von da in das Gefängnis von Sainte-Pelagie geschleppt. Hier, innerhalb der Kerkerwände, an denen noch das Blut der Septembermordopfer klebte, nahm sie alle Freiheit und Hoheit ihres Geistes zusammen, um ihre berühmten „Memoirs" zu schreiben, welche Arbeiten sie am 9. August anhob mit den Worten: „Die Tochter eines Künstlers, die Frau eines Gelehrten, welcher Minister geworden und ein rechtschaffener Mann geblieben ist, heute eine Gefangene und wahrscheinlich zu einem baldigen und gewaltsamen Tode bestimmt, habe ich Glück und Unglück erlebt, habe den Ruhm aus der Nähe gesehen und habe die Ungerechtigkeit über mich ergehen lassen."

Man merkt der Verfasserin dieser Denkwürdigkeiten von der ersten Zeile bis zur letzten die Leserin Plutarchs und die Schülerin Rousseaus an: unter dem rhetorischen Pathos ihres Stils blickt häufig genug die weniger natürliche als vielmehr auf dem Wege der Reflexion künstlich oder meinetwegen künstlerisch gemachte Naturwahrheit hervor, wie sie auf jeder Seite der „Confessions" zu finden ist. Nach unserer Deutschen Anschauungsweise hat sich Frau Roland mitunter zu sehr als Schülerin von Jean Jacques gegeben und sehen lassen. Was sie an einer bekannten Stelle ihrer Memoiren von den Erscheinungen der Epoche ihrer Mannbarkeit sagt, ist superlativisch Rousseau'sch. Man hat beim Lesen das lebhafte Gefühl, daß eine Deutsche Frau solches niemals niedergeschrieben hätte, niemals hätte niederschreiben können, und daß weil die frauliche Tugend von Madame Roland ganz makellos dasteht, die französischen Worte „pureté", „pudeur" und „chasteté" doch eigentlich einen anderen Sinn und eine andere Bedeutung haben müßten als unsere

Deutschen „Reinlichkeit", „Schamhaftigkeit" und „Keuschheit". Damit soll nur gemeint sein, daß eben jedes Land und Volk seine eigene Art habe. Denn für Deutschland ein moralisches Monopol ansprechen wollen, hieße lächerlich-deutschdümmlich sein. Es laufen gewiß auf Deutschem Boden nicht weniger viele Schwindler, Schufte und Schurken herum als auf französischem, und was die Prostitution von Berlin, Wien, München, Hamburg und so weiter vor der von Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille und so weiter voraushaben sollte, ist nicht ganz einzusehen. Auch ist es nur gerecht, nicht zu verschweigen, daß feinfühligen Franzosen die diesbezüglichen Äußerungen der Frau Roland ebenfalls zu – nun, zu französisch vorgekommen sind.

Abgesehen von der gelegentlichen Jean-Jacquerie der Denkwürdigkeiten Manons, fesseln dieselben zunächst durch ihre jugendliche Taufrische der Darstellung und sodann durch den kulturgeschichtlichen und psychologischen Wert ihres Inhalts. Das Buch ist und bleibt eines der bedeutendsten literarischen Denkmäler des 18. Jahrhunderts und zugleich ein unvergängliches Ehrenmal für seine Verfasserin, die ohne Frage den erwähltesten Geistern ihrer Zeit beigezählt werden muß. Sie hat „den Ruhm" nicht nur „aus der Nähe gesehen", sondern von der Glanzwolke desselben umgeben, steht ihre edle Gestalt unvernichtbar da.

Was die Stilfrische der Memoiren angeht, so ist dieser Vorzug insbesondere Manons Darlegung ihrer Jugenderinnerungen eigen. Das sind Schilderungen voll Reiz und Anmut. Sie bestätigen auch aufs Neue die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Mittelklassen dem eifrigen Bildungsstreben sich eine Einfachheit der Lebensführung gesellte, von deren Liebenswürdigkeit wir Nachgeborenen, die wir uns ohne weitschweifigen Apparat gar nicht mehr behelfen, geschweige

ergötzen zu können glauben, uns keine rechte Vorstellung mehr zu bilden vermögen. Sehr deutlich tritt sodann in Manons Aufzeichnung der Vorgänge ihrer Kinder- und Mädchenjahre die idealistische Grundstimmung der Menschen jener Zeit hervor, das allgemeine und edle Verlangen nach besseren, freieren, menschlicheren Zuständen, der Abscheu vor dem Despotismus und den ihm anklebenden Lastern, der begeisterte Glaube an die Macht der Wahrheit, an Recht und Tugend, das fieberhafte Vorwärtshasten, der sehnsüchtige Ruf nach Natur und Vernunft. Endlich ist noch aus diesen Denkwürdigkeiten zu ersehen, daß ihre Verfasserin eine im edelsten Sinne freie Frau geworden ist, nicht etwa im Lärm und Qualm von Klubs und Kneipen, allwo die „Emanzipierten" unseres Jahrhunderts ihre Ausbildung zu frechen Weibern suchen und finden, sondern vielmehr in der Stille der bescheidenen elterlichen Häuslichkeit, ihrem Vater in seiner broterwerblichen Kunst an die Hand gehend, ihrer Mutter bei den häuslichen Verrichtungen arbeitsam helfend, sich selber anspruchslos in die Kenntnisse und Pflichten einer künftigen Hausfrau einführend, zugleich aber doch auch durch emsige und geduldige Lesung ernster Bücher und durch das Gespräch mit wissenden Menschen ihren Geist mit Wissen füllend und zum Selbstdenken schulend.

3.

Manons Kindheit und Mädchenschaft gestaltet sich in der von ihr davon entworfenen Schilderung zu einem städtischen Idyll, das, mitten in dieses Paris hineingestellt, welches aus der Dubarry-Orgie in die Marat-Orgie hinüberzutaumeln sich anschickte, uns doppelt anmuten muß. Die Erzählerin versenkt sich mit ganzer Seele in diese Jugenderinnerungen und das Bild, welches sie davon entwirft, tritt mit belebter Anschaulichkeit vor uns hin. Da und dort macht sich ein Zug naiver Koketterie bemerkbar, aber nur wie eine allerliebste Arabeske, welche die Feder der Schreiberin halb unbewußt auf den Rand des Papiers zeichnet. So, wenn sie uns in Kenntnis setzt, daß sie schon als vierjährige lesen konnte, alsbald eine eifrige Leserin geworden, aller Bücher, deren sie habhaft zu werden vermochte, sich bemächtigte und dieser Lesesucht nur abspenstig gemacht wurde, wenn man ihr statt Bücher Blumen reichte. Der Erwähnung dieses Umstandes in ihren Denkwürdigkeiten hat sie die Worte hinzugefügt: „Der Anblick einer Blume wirkt liebkosend auf meine Phantasie und schmeichelt meinen Sinnen unsäglich, er erweckt lustvoll in mir das Gefühl meines Daseins. Unter dem stillen Schutze des väterlichen Daches war ich bei Blumen und Büchern ein glückliches Kind; jetzt in dem engen Raum eines Kerkers, niedergedrückt von der Wucht der empörendsten Tyrannei, vermag ich bei Büchern und Blumen die Ungerechtigkeit der Menschen zu vergessen, ihre Dummheiten und meine Leiden.“

Es ist reizend, den Entwicklungsgang des jungen Mädchens mitzumachen, wie derselbe in den Erinnerungen der Frau dargelegt und durch ihre nachgelassene Korrespondenz da und dort noch mehr in die Helle gerückt wird. Achtjährig, las sie den Plutarch, der sie entzückte und begeisterte, wie er ja auch den Knaben Schiller, ihren Zeitgenossen, entzückt und begeistert hat. Den deutlichen Spuren dieses Autors begegnet man überhaupt häufig in der Bildungsgeschichte der Sturm- und Dranggeister des 18. Jahrhunderts. Sie ließen das plutarchisch-rethorisch zurechtgemachte Altertum widerstandslos auf sich wirken und gewöhnten sich also an einen abstrakten Demokratismus und Republikanismus, in dessen dünner Luft die Alten, nämlich die Wirklichen, gar nicht zu atmen vermocht hätten.

Im Alter von 10 Jahren war die kleine Manon eine große Mystikerin, die sich peinlich um ihr Seelenheil sorgte. Die Memoiren lassen uns bekanntlich in sehr belehrender Weise mit ansehen, wie das junge Mädchen kraft eigenen Nachdenkens aus den Finsternissen des Aberglaubens und aus den Dämmerungen des Katechismusglaubens mählich zur Sonnenhelle der Aufklärung des Jahrhunderts emporklomm. Sie stand dann geistig unbedingt auf gleicher Höhe mit ihrer Zeitgenossin, der Tochter Neckers, aber sie hatte vor dieser ihre Schönheit, ihre Anmut, und ihren Zartsinn voraus. Frau Roland macht uns den Eindruck einer Athenerin der perikleischen Zeit, während uns Frau von Stael wie eines der herrschkundigen und herrschsüchtigen Mannweiber aus den letzten Zeiten Westroms vorkommt, mitunter sogar geradezu wie ein genialer Dragoner im Unterrock.

Elfjährig kam Manon in das klösterliche Pensionat der „Damen von der Kongregation" im Faubourg Saint-Marcel, wo sie ein Jahr verbrachte und mit ihren Mit-

pensionären, den Schwestern Henriette und Sophie Cannet aus Amiens, namentlich mit der letzteren, eine zärtliche und ausdauernde Freundschaft schloß. Die Briefe, welche Manon später an die Freundinnen richtete, gehören mit zu den besten ihrer geistigen Hinterlassenschaft. Aus dem Kloster getreten, lebte sie ein Jahr bei ihrer Großmutter Phlipon auf der Seine-Insel Saint-Louis, dann kehrte sie ins Vaterhaus auf dem Quai des Lunettes zurück, um sich, in die Periode der Jungfräulichkeit eingetreten, ernster als bisher mit ihrer Ausbildung zu befassen. Ihr Vater hatte die Absicht, sie zur Kupferstecherkunst heranzuziehen, und lies sie daher in der Geometrie und im Zeichnen unterrichten. Daneben trieb sie Musik und setzte ihr Studium historischer und philosophischer Bücher fort. Auffrischende und erheiternde Unterbrechungen dieser ernsten Beschäftigung traten ein, wenn Mademoiselle Manon nach Vincennes ging, um ihren dort wohnenden Onkel von Kanonikus zu besuchen. „Ich liebe" - schrieb sie an ihre Freundin - „diese ländliche Stille, welche nur durch das Krähen der Hähne unterbrochen wird. Es kommt mir vor, als fühlte ich da erst so recht mein Dasein, und ich empfinde das Wohlbehagen eines Baumes, welchen man aus seinem Kübel genommen und ins freie Feld verpflanzt hat." Ein andermal beschreibt sie ein kanonisches Konzert: „Während ein guter Kanonikus mit der Brille auf der Nase das Zimmergewölbe von seinem alten Baß widerhallen macht, kratze ich auf einer Geige und begleitet uns ein anderer Kanonikus mit dem Blasen einer kreischenden Flöte. Ist dieses schöne Konzert, welches alle Katzen versteubt, beendigt, so beglückwünschen und loben die alten Herren einander; ich aber fliehe in den Garten, um Blumen zu pflükken, oder in den Hühnerhof, wo die Bruthennen meine Teilnahme und die Küchlein mein Ergötzen erregen."

Manon war jetzt in die Frühlingsblüte ihrer Mädchenschönheit eingetreten, auf welche sie später mit einem Anflug von Eitelkeit zurückblickte, welcher um so verzeihlicher ist, als wir demselben jenes in der Literatur ganz einzig dastehende Selbstporträt verdanken, welches Frau Roland in Sainte-Pelagie entworfen und ausgeführt hat. Es fehlte dieser Schönheit nicht an Huldigungen und Manon empfand „den Wunsch, zu gefallen, bemühte sich, hübsch zu erscheinen, putzte sich heraus" - kurz, Manon war ein schönes junges Mädchen. Aber ihr jungfräulicher Instinkt fühlte unter den Fadheiten der gang und gäben Galanterie bald die zügellose Verderbtheit der Zeit heraus und außerdem wurde sie durch den Tod ihrer Mutter in eine so herbe Trauer geworfen, daß sie auf Beschmeichelungen ihrer Eitelkeit gar nichts mehr hielt und gab. In dieser Zeit lernte sie die Schriften Rousseaus kennen, auf welche sie - charakteristisch genug - ein ihrem Vater verwandter Abbe aufmerksam machte, um sie ihrer Schwermut zu entziehen. Er lieh ihr „La nouvelle Héloïse" und die Wirkung dieser Lektüre war eine gewaltige. Wie hätte dieses frische, unverdorbene Herz, diese reine und glühende Mädchenseele einer Beredsamkeit widerstehen sollen, welcher selbst blasierte Wüstlinge und grundverdorbene Weiber nicht zu widerstehen vermochten?

Das Rousseau'sche Ideal von Freiheit und Gleichheit, von Naturrecht und Demokratie, welches so bestimmend auf letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts eingewirkt hat, füllte die Anschauungen Manons und ist von ihr bis zur letzten Lebensstunde ganz und treu festgehalten worden, bis zum furchtbaren Augenblicke, wo man ihr im Namen der Freiheit und Gleichheit, des Naturrechts und der Demokratie den Kopf abschlug. Inmitten der Haushaltsgeschäfte, welche ihr nach der Mutter Tod oblagen, hat die

Schülerin Rousseaus für die Vernichtung aller Art von Despotie sich begeistert und für die Aufrichtung der Republik geschwärmt. Das ganze unermeßliche Elend des Volkes zu jener Zeit, all das Weh der Armen und Unterdrückten, Manon empfand es nach und fühlte es mit. Der Begeisterung und dem Erbarmen gesellte sich in ihr ganz naturgemäß ein glühender Haß gegen alle Nutznießer der Mißbräuche, welche das Volk auszogen und erdrückten, - mit einem Wort: das junge Mädchen war eine enthusiastische Revolutionärin, lange bevor die Revolution ausbrach. Bei alledem aber hat sich Manon jetzt wie später jene angeborene Vornehmheit bewahrt, welche allen über das Niveau der Gewöhnlichkeit aufragenden Menschen einen unverkennbaren Zug von Aristokratismus verleiht, jenes Gefühl des Schicklichen und Reinlichen, jenen edlen Widerwillen gegen alles Gemeine und Pöbelige in Anschauung, Stimmung, Gesinnung und Gebaren, welches den römischen Poeten sein „Odi profanum vulgus et oarce!" anstimmen ließ.

4.

Seltsam! Dieses schöne, geistvolle, edelsinnige und liebenswürdige Mädchen kam über die Jahre ihrer vollen Mädchenblüte hinaus, ohne geliebt zu haben und ohne geliebt worden zu sein. Zwar empfand Manon einmal eine flüchtige Regung, die aber mehr nur Mitleid mit einem sich verzweifelt anstellenden und bald als unwürdig sich herausstellenden Liebhaber war als wirkliche Leidenschaft. Dieser Irrtum ging rasch vorüber, trug indessen zur Vermehrung der melancholischen Gemütsverstimmung bei, in welche Manon durch die Verirrungen ihres Vaters ver-

setzt worden war. Monsieur Phlipon nämlich geriet, nicht mehr durch die geschickte Hand seiner Frau gezügelt, auf allerhand Abwege, vernachlässigte sein Geschäft und brachte seine Tochter wiederholt in die unangenehme Lage, zur Hilfe von Verwandten ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Sie war klar-verständig genug, einzusehen, daß eine passende Heirat das sicherste Mittel wäre, sie aus ihrer mißlichen Situation zu erlösen; allein dem nächsten besten anständigen Bewerber die Hand zu geben, das vermochte sie doch wieder nicht. Dagegen sträubte sich ihr idealistischer Sinn. Hat sie ja gerade zu dieser Zeit einmal an ihre Freundinnen in Amiens geschrieben: „Ich habe mir ein Bild von dem gemacht, welchen ich lieben könnte; aber die Gesellschaft zeigt mir nichts ähnliches und ich glaube gerne, daß dieses Bild nur eine schöne Schimäre ist, deren Original ich nimmer finden werde." Ein Herz wie das Manons mußte aber doch, falls einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen gestatte ist, immer auf der Suche nach Liebe sein. Nur ging das neutestamentliche Wort: „Wer da sucht, der findet" an ihr nicht in Erfüllung. Sie hat das Urbild ihrer schönen „Schimäre" nie gefunden. Oder doch? – Eine bekannte Stelle in ihrer schriftlichen Hinterlassenschaft scheint darauf hinzudeuten, daß sie heimlich eine brennende Liebe im Herzen getragen. Wenn es so war, so hat sie das Geheimnis mit in ihr Grab genommen. Alles, was von ihren Liebebeziehungen zu Brissot, zu Buzot, zu Barbaroux jakobinisch geklatscht worden, ist eben nur ebenso grundloser als giftiger Klatsch gewesen. Der Terrorismus hat ja, wie jedermann weiß, seine ganze Verleumdungskunst an Frau Roland erschöpft und sie mußte die Wahrheit des Wortes: „Bei verdorbenen Völkern ist Verleumdung eine Macht; ihr Herz ist von Kot und ihr Kopf von Erz, in ihrer eisernen Hand hält sie eine in Gift getauchte Feder und sie ist

ohne Ohren und ohne Erbarmen" - in ganzer Herbigkeit an sich selber erfahren. Und wißt ihr, wer die Verleumdung also klassisch-trefflich gekennzeichnet hat? - Einer der ärgsten Verleumder seiner Zeit, einer der ruchlosesten, weil heuchlerischsten Bösewichte von 1793 bis 1794, die glatte Schlange Armand Barere, der „Anakreon der Guillotine", welcher Blutsprüche auf Rosenblätter schrieb und kein Opfer zur Schlachtbank schickte, ohne demselben einen zierlich gebundenen Kranz von Spottblumen auf das Haupt zu legen. So wunderlich sind wir Menschen gebaut.

Durch Vermittlung der Schwestern Cannet hatte Jean Roland de la Platiere, Nationalökonom aus der Schule Turgots, damals Inspektor der Manufakturen von Amiens, die Bekanntschaft Manons gemacht. Er war ein langer, sehr magerer Mann, mit eingetrockneten, keineswegs verführerischen Gesichtszügen, steif von Haltung, rauhehrlich von Wort, ziemlich kahlköpfig, zwanzig Jahre älter als Manon, ein Biedermann durch und durch, aber ein Biedermann mit der beisätzlichen Bedeutung von Philister. Schon bei der ersten Begegnung hatte das junge Mädchen vom Quai des Lunettes einen großen Eindruck auf ihn hervorgebracht, - einen Eindruck, der ihn die Überzahl seiner Jahre so sehr vergessen ließ, daß er um Manons Hand anhielt. Der zerfahrene Kupferstecher Phlipon wies den Freier unhöflich und barsch ab, weil er, wie die Tochter bemerkt, „die Steifheit (roideur) Rolands nicht liebte und keinen Tochtermann haben wollte, dessen Blicke ihn zensorisch vorkamen". Manon erklärte ihrem Vater, daß sie mit seinem Vorgehen oder wenigstens mit der Art seines Vorgehens nicht einverstanden wäre, und suchte die Unhöflichkeit desselben bei Roland zu entschuldigen. Zur gleichen Zeit fand sie es, so sie ihr kleines von der Mutter überkommenes Vermögen nicht völlig verloren gehen woll-

te, unumgänglich nötig, das väterliche Haus zu verlassen. Sie tat so, mietete sich in dem Kloster, wo sie als Kind ein Jahr verbracht hatte, ein Stübchen und füllte ihre Zurückgezogenheit mit Studien und Handarbeiten aus.

Nach etlichen Monaten erschien Roland am Sprachgitter des Klosters und brachte seinen Antrag abermals vor. Manon bedachte die Sache reiflich und gerade die Art und Weise, wie sie die Sache bedachte und die verschiedenen Seiten derselben verständig in Betracht zog, zeigt deutlich, daß es sich von ihrer Seite nur um eine kühle „Vernunftheirat" handelte. Sie gab aber ihr Ja-Wort eben weil es ihr vernünftig schien, dasselbe zu geben, und am 4. Februar 1780 war ihre Hochzeit.

Eine Ehe im hochsittlichen Sinne war nun das allerdings nicht. Manon hat das Wesen, d. h. das Weh dieser Verstandesehe ganz vortrefflich gezeichnet. „Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, in meinem Gatten einen der achtenswertesten Männer auf Erden zu schätzen und mir die Verbindung mit ihm zur Ehre anzurechnen; aber ich fühlte oft, daß zwischen uns keine rechte Gleichheit (parité) vorhanden sei und daß das Übergewicht eines die Herrschaft liebenden Charakters, verbunden mit dem Umstande, daß er zwanzig Jahre mehr zählte als ich, eine doppelte und gerade um das Doppelte zu große Überlegenheit auf seine Seite brachte. Lebten wir zurückgezogen, so hatte ich mitunter peinliche Stunden zu verbringen. Besuchten wir die Gesellschaft, so wurde ich von Menschen geliebt, deren einige vielleicht mir allzu große Teilnahme einflößen konnten (j'y étais aimée de gens dont je m'apercevais que quelques — uns pourraient trop me toucher). Ich versenkte mich daher mit meinem Mann in die Arbeit, deren Übermaß auch von schädlichen Folgen war, denn ich gewöhnte ihn dadurch, mich niemals, auch nur einen Augen-

blick und bei nichts in der Welt entbehren zu können." Hält man mit dieser Äußerung zusammen, was Frau Roland an einer anderen Stelle der Memoiren über die naturgemäße Voraussetzung der rechten Ehe sich entwischen läßt, so gewinnt man die Überzeugung, daß von wirklichem Glück an der Seite des braven Philisters Roland für sie keine Rede war und keine sein konnte.

Nachdem sie mitsammen ein Jahr in Paris verbracht hatten, zogen sie nach Amiens, wo sie vier Jahre sich aufhielten und wo Manon 1781 Mutter wurde, die als echte Schülerin dessen, der den „Emile" geschrieben hatte, ihr Töchterlein selber stillte. Im Jahre 1784 begleitete sie ihren Mann auf einer Geschäftsreise nach England, wo ihre geübte Beobachtungsgabe sie rasch einen Einblick in die politischen und sozialen Einrichtungen des Landes gewinnen ließ. Zurückgekehrt, übersiedelte das Paar in die Umgebung von Lyon, weil Roland das Inspektorat über die Maufakturen der dortigen Gegend erhalten hatte. Sie bewohnten die Meierei de la Platiere, welche Roland von seiner Mutter ererbt hatte. Einer ihrer Nachbaren, Mr. Bose, später Mitglied der französischen Akademie, wurde ihr Freund für das ganze Leben und hat später der verwaisten Tochter seiner Freunde väterlich sich angenommen. Manon fand an der ländlichen Wirtschaft nicht eben großen Gefallen, aber sie lebte sich als pflichtgetreue Hausfrau in dieselbe hinein, so sehr, daß ihre Briefe aus dieser Zeit einen gewissen rustikalen Ton und Geruch haben. „Ich veresele mich" - schrieb sie am 12. Oktober 1785 an Bose - „mit aller Gewalt und beschäftige mich mit allen den kleinen Sorgen des schweinischen Landlebens (j'asine à force et m'occupe de tous les petits soins de la vie cochonne de la campagne)." Auf den Einfall des „Vereselns" mochte Manon geraten sein, weil sie damals gerade eine Eselin-

Milchkur machte. Übrigens bekam ihr das „schweinische" Landleben ganz gut. Mehrere ihrer Briefe aus jener Zeit atmen Zufriedenheit und sie gefällt sich darin, ihr hausmütterliches Behagen den Freunden vorzumalen.

Ach, das Behagen sollte nicht von Dauer sein. Die Zeit des Behagens war überhaupt vorüber. Schon schrillten die Vorwehen der großen Umwälzung gellend über Frankreich hin, schon hatte am 27. April von 1784 die Revolution von der Bühne des Théâtre français herab ihren Prolog gesprochen: „Le mariage de Figaro". Bald schwoll und schnob der Hurrikan selber heran und riß, wie unzählige andere, auch Jean und Manon Roland in seine vernichtenden Wirbel hinein.

5.

Wie dieses geschah, wie Roland erst Minister des von der Flucht nach Varennes an ganz schatten- und schemenhaft gewordenen Königtums, dann unter den Juniblitzen und Augustdonnern von 1792 geborenen und leider! leider! mit Septembermordblut getauften Republik war, item, wie der Minister und seine Frau in den am 2. Juni von 1793 vollzogenen Sturz der Gironde verwickelt wurden, das weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Warum also hundertmal Erzähltes wiederkäuen?

Die Girondisten waren zweifelsohne die genialsten, gebildetsten, beredsamsten und uneigennützigsten unter den Revolutionsleuten; aber sie waren alles, nur gerade nicht das, was zu sein ihre jakobinischen Feinde zum Vorwurfe machten: Staatsmänner. Denn was s i e unter Staat verstanden, war ein aus der griechischen und römischen Literatur ganz willkürlich abstrahiertes Phantom, ein Ideal

von Republik, wie sie nie existiert hat und nie existieren wird. Abstraktoren und Wolkenwandler, kannten sie nicht ihre eigene Zeit und noch weniger ihr eigenes Volk; sonst hätten sie wissen müssen, daß eine französische Republik oder ein republikanisches Frankreich nichts ist als ein Widerspruch in sich selbst. Fremdlinge, wie bolzgerade aus Plutarchs vergleichenden Biographien herabgeschneite Fremdlinge waren sie vollends in diesem Paris, wo der heilige Jakob von seinem düsteren Tempel in der Rue Saint-Honoré aus seine Pöbelherrschaft schon im Sommer von 1792 begründet und organisiert hatte. Während sie auf dem Quai der Seine wandelten, träumten sie sich an die Ufer des Ilissos und Eurotas, und während in den Spiel- und Unzuchthöhlen des Palais Royal die künftigen Mitglieger der September-Kommune schon ihre Proskriptionslisten entwarfen, glaubten sie für die Verwirklichung i h r e s Ideals von Republik zu arbeiten, wenn sie in der gesetzgebenden Nationalversammlung Reden hielten, wie etwa Perikles, Thrasybul und Timoleon solche gegehalten haben könnten, und wenn sie dann abends zur Erholung von ihren oratorischen Strapazen im antikeinfach gehaltenen Salon von Manon Roland, in welcher sie nicht ihre Aspasia, wohl aber ihre Diotima sahen und verehrten, sokratisch-heitere Symposien feierten. In Wahrheit, sie sind daran zu Grunde gegangen, daß sie wähnten, ein Stück Griechentum, wie sie es verstanden, mitten in die moderne Welt, mitten in die moderne französische, mitten in die französisch-parisische Welt hineinstellen zu können; gerade wie zur gleichen Zeit, nur in anderer Weise, drüben in Deutschland ein hochgenialer Mensch, Friedrich Hölderlin zu Grunde ging, weil er inmitten des Krähwinkelphilisterheims der Deutschen Wirklichkeit von damals, „das Land der Griechen mit der Seele" suchte.

Wer sich in einen Revolutionsstrom wirft, muß mit demselben schwimmen oder wird von ihm verschlungen. Das Mitschwimmen darf aber kein nur streckenweites sein, es darf gar nicht aufhören. Als der in Saint-Just und Robespierre verkörperte Jakobinismus höchster Potens das Mitschwimmen in dem durch die Zuflüsse aus den Kloaken des Vernunftgöttinnenkultes und den Latrinen der Kommunisterei pestilenzifierten Strome nicht mehr behaglich fand und innehalten wollte, wurde auch er in die Tiefe gerissen. Nachdem die Girondisten von ihrem Grundirrtum, von ihrem Wahnglauben an die Möglichkeit einer abstrakt-antiken, einer honetten, maßvollen und humanen Republik in Frankreich sich hatten verleiten lassen, zum Sturze der konstitutionellen Monarchie, die, weil eine Komödie, die passendste Staasform für Franzosen sein dürfte, mit den eigentlichen Revoluzzern, mit den Jakobinern sich zu verbinden, durften sie nicht den kolossalen Fehler begehen, die ihnen wiederholt angebotene Bundeshand Dantons zurückzustoßen. Aber sie wollten seit dem September, als ihnen in Blutschrift geoffenbart worden, was ihre Landsleute unter „liberté, égalité et fraternité." verständen, nicht mehr mitschwimmen und der wütende Strom schlang sie hinab.

Nicht zu ihrer Unehre! Denn sie sind doch die echten Freunde der Freiheit gewesen, während ihre Mörder nur Sklaven waren, welche zeitweilig die Ketten gebrochen hatten, Sklaven der eigenen Eitelkeit, Herrschsucht oder Niedertracht. Die Zeit hat das unwidersprechlich herausgestellt. Keiner von den Girondisten, welche die Katastrophe vom 2. Juni 1793 überdauerten, ist jemals seinen Grundsätzen, ist dem Glauben an sein Ideal untreu geworden; keiner hat seine Vergangenhit verleugnet, um desto bequemer in der Gegenwart seinen Vorteil verfolgen zu

können: sie haben als irrende Menschen, aber als Männer von Ehre gelebt und sind auch als solche gestorben. Was sind dagegen die Jakobiner und Terroristen, welche den Konvent und das Revolutionstribunal überlebten, zumeist geworden? Lumpen, Diebe und Wüstlinge der Direktorialzeit, Spione, Sbirren, Banditen und sonstige Knechte und Handlanger des bonapartischen Despotismus. Wie sind, um nur zwei Namen zu nennen, während eine ganze Namenreihe zu Gebote steht, – wie sind die beiden jakobinischen Bluthunde Fouché und Barére vor Napoleon gekrochen! Ganz natürlich; denn gemeinen Seelen macht es wenig Sorge, von einem Extrem ins andere hinüberzuspringen. Sie haben ja nie den Anhauch jenes Schamgefühls empfunden, welches edlen Gemütern verwehrt, auch nur die Gedankensünde eines Verrats an ihren Überzeugungen zu begehen.

Manon Roland hat zweifelsohne ihre schöne Hand mit an dem Handgriff des Staatssteuerruders gehabt, solange die Girondisten dasselbe hielten. Ja, Diotima war eigentlich der einzige Mann unter diesen anachronistischen Athenern, welche von ihr in der bescheidenen Mietwohnung in der Straße Guénégaud, wo Frau Roland nach Wiederankunft in Paris im Februar 1791 zuerst wohnte, mit demselben Respekt Orakel empfingen, als ständen sie vor dem Dreifuß der Pythia zu Delphi. Schon vor Manons Ankunft in Paris war ihr Ruf als Patriotin und Politikerin dort festgestellt und zwar durch die Aufsätze, welche sie in den „Courier de Lyon" geschrieben hatte. Nachdem Roland Minister geworden, hatte er zwar das Portefeuille, aber für den Inhalt sorgte die Frau Ministerin. Ihre ministerliche Haupttat war der berühmte Brief an den König vom 10. Juni 1792, dessen kurzer und strenger Sinn war: „Sire, handeln Sie strikt verfassungsgemäß oder Sie sind

kaputt"! Der erste Entwurf zu diesem Sendschreiben datiert vom 19. Mai und beginnt mit den Worten: „Das Erste, was Ihnen Ihre Minister schulden, Sire, ist die Wahrheit." Doch wurde dieser Entwurf vom Ministerrat zu scharf gefunden und Manon ließ sich herbei, in einem zweiten Konzept die Spitzen ihrer Pfeile mit etwas Phrasenwolle zu umwickeln. Sie trafen aber doch schmerzlich, das Phlegmafett des armen Ludwigs durchdringend. Am 12. Juni wurde das Ministerium fortgeschickt, 8 Tage später machte der Pariser Pöbel in den Tuilerien seine häßliche Aufwartung, um Monsieur und Madame Veto anzuzeigen, daß er nach sieben Wochen wiederkommen und dableiben werde. Roland wurde nach dem 10. August ins Ministerium zurückgerufen; aber das war ja nur eine leere Form. Denn mit dem Girondinismus, d. h. mit der honetten, gebildeten und gemäßigten Republik war es aus, bevor die Republik überhaupt proklamiert wurde. Der wirkliche Herr und Meister von Paris und folglich von Frankreich war schon im September 1792 der jakobinische Pöbel der Hauptstadt, gegängelt von Fanatikern wie Robespierre und Marat und von Schurken wie Collot, d'Herbois und Tallien. Manon hat in ihren Denkwürdigkeiten über die Ereignisse der Jahre 1791 bis 1792 sich ausgesprochen, aber diese Darstellung erscheint schon als von der nachträglichen Reflexion angekränkelt. Viel unmittelbarer und frischer sind die Eindrücke jener Ereignisse wiedergegeben in den Briefen, welche Frau Roland zur angegebenen Zeit aus Paris an ihren treuen Freund Bancal geschrieben hat, der sich damals in England befand. Der erste dieser Pariser Briefe ist vom 7. März 1791 und Manon läßt sich darin über die Nationalversammlung aus: „Wäre ich nicht schon Patriotin gewesen, ich wäre es durch den Besuch der Versammlung geworden, so klärlich

offenbart sich die Falschheit der ‚Schwarzen'. Ich hörte den schlauen und tückischen Maury, welcher nur ein talentvoller Sophist ist; den furchtbaren Cazales, der oft als Redner, oft aber auch als ein Komödiant und Lautkläffer (aboyeur) erscheint; den lächerlichen d'Epresmenil, einen richtigen Seiltänzer, dessen Hohlköpfigkeit und Unverschämtheit nur zum Lachen sind; den gewandten Mirabeau, mehr nach Beifall lüstern als auf das gemeine Wohl bedacht; die verführerischen Lameths, zu Idolen des Volkes geschaffen und leider auch zu Verführern desselben; den kleinen Barnave mit seiner dünnen Stimme und seinen dünnen Argumenten, kalt wie ein mit Schnee angemachter Kürbis, was soll ich weiter sagen? Die Versammlung ist schwach und schwächt sich immer mehr ab. Die Edelleute sind durch ihre Interessen verbunden, die Patrioten ohne rechten Zusammenhang. Doch hoffe ich, alles wird gut gehen, getrieben durch die Idee und die Kraft, welches alles angefangen hat." Etliche Tage darauf meldet sie dem Freunde, daß ihr der „wackere Brissot und seine liebenswürdige Frau" große Teilnahme abgewonnen hätten. Nach Mirabeaus Ableben schrieb sie: „Er haßte den Despotismus, unter welchem er ja selbst geseufzt hatte; er tat mit dem Volke schön, weil er dessen Rechte kannte; aber er hat die Sache des Volkes dem Hofe verkauft, welchen verdorbene Menschen, die nach Macht streben, immer schonen und dem er sich nützlich zu machen verlangte, weil er Minister werden wollte. Hätte er länger gelebt, so würde er der Entlarvung nicht entgangen sein und wäre sein Ruf noch vor seinem Tode gebrandmarkt worden. Er starb noch auf dem Bette der Ehre, wenigstens in den Augen des gemeinen Haufens, und so war sein Tod ein Glücksfall für ihn." Am 27. April: „Lafayette büßt Tag für Tag mehr von dem Vertrauen ein, welches man ihm geschenkt hatte. Er

treibt dem Vergessenwerden oder dem Tode zu." Am 5. Mai beschwert sie sich über die „sentiments inconcevables de moderation" mancher lauen Freiheitsfreunde. Ach, sie sollte sich nicht lange mehr über „unbegreifliche Mäßigung" zu beklagen haben, wohl aber sollte sie selber gar bald der fürchterlichen Verschuldung des Gemäßigtseins angeklagt werden. Sie sprach im Sommer von 1791, während sie Lafayette schon als Halunken bezeichnete („ca faquin de Lafayette" Br. v. 23. Juni), noch mit höchster Achtung von Robespierre („ce digne homme") und pries seine gewohnte Tatkraft („son énergie ordinaire"); ja sie beurteilte sogar die „Exzesse" Marats sehr gelinde, fast anerkennend. Bei Gelegenheit der Flucht der königlichen Familie schrieb sie am 22. Juni: „Diese Flucht ist keineswegs ein Unglück, wenn wir nämlich Verstand, Energie und Einigkeit besitzen. Die Volksmasse der Hauptstadt fühlt dies, denn die Masse ist gesund und urteilt gerecht." Ob die Briefschreiberin wohl auch noch dieser Meinung war, als dieselbe Volksmasse ihrer, der begeisterten Demokratin und Republikanerin Hinrichtung zujauchzte? - Im Juli verzweifelte Manon am Siege der Freiheit und sah eine tyrannische Reaktion hereinbrechen. Angesichts dieses Phantoms flüchtete sie sich in das Asyl, welches anständigen Menschen allzeit als das vorletzte offen steht, in die Resignation, und schrieb am 18. Juli an Bancal: „Man muß sich in die Zurückgezogenheit begraben und sich, so es möglich, mittels Übung von häuslichen Tugenden über die öffentlichen Übel trösten, welche auf uns wuchten. Bewahren wir aber wenigstens in der Zurückgezogenheit das heilige Feuer der Freiheit, suchen wir es zu nähren und in seiner ganzen Reinheit an eine glücklichere Generation zu überliefern." Der Ton der Briefe wird dann wieder hoffnungsvoller; aber nachdem

sie „drinnen", d. h. nachdem sie Ministerin geworden war, merkte sie bald, wie verteufelt unbequem beim Regieren die guten Freunde von ehemals wurden, die noch „draußen" sind und doch ebenfalls „drinnen" sein möchten. Schon zu Ende Mai's von 1792 stieß Manon dem Freunde gegenüber verzweifelte Hilferufe aus. „Ich fürchte nicht die Feinde," - schrieb sie sodann am 30. August - „denn ich habe mit dem Leben abgeschlossen und verachte den Tod; aber ich fühle mich in der Hölle, wenn man nicht rasch und fest vorgeht und wenn man nicht gerecht und kräftig zuschlägt." Arme Manon, das „Zuschlagen" war schon nicht mehr bei den Republikanern à la Plutarch, sondern bei dem Pöbel und seinen Häuptlingen und diese ließen es sofort, in den ersten Tagen und Nächten des Septembers, wahrlich nicht daran fehlen. In ihren Memoiren (I, 384) hat Frau Roland später ganz richtig bemerkt: „Die Schmeichler des Volkes übertreiben die Befürchtungen desselben und stacheln sein Mißtrauen; ewige Angeber, lieben sie es, Volksfeinde in allen zu erblicken, welche im Amte sind und nach deren Plätzen ihr Ehrgeiz und Eigennutz trachten." Die Pöbelherrschaft kehrte schon ihre wahre Seite heraus. Am 5. September meldete sie ihrem Freunde: „Wir sind unter dem Messer von Robespierre und Marat." Ein Jahr später, am 28. August von 1793, schrieb sie im Kerker am Eingange des zweiten Kapitels ihrer Denkwürdigkeiten: „Frankreich ist nur noch eine große Blutbadbühne, eine blutdampfende Arena, in welcher seine eigenen Kinder sich gegenseitig zerfleischen."

Und so war es. Die Allianz des Fanatismus mit der Gaunerei hatte, wie so oft in der Weltgeschichte, über Vernunft und selbstlose Begeisterung gesiegt. Der alte und immer wiederkehrende Kunstgriff der Ochlokraten

(Ochlokratie = Herrschaft der Masse), den faulen, lüderlichen und lärmenden Pöbel für das Volk auszugeben, denselben, sozusagen an die Stelle des wirklichen, des arbeitsamen, sparsamen und genügsamen Volkes zu taschenspielen, war hier im schamlosesten Stile zur Anwendung gekommen und vollkommen gelungen. Das wirkliche französische Volk verschwand hinter dem in Carmagnole und roter Mütze sich spreizenden, gestikulierenden, stampfenden, brüllenden Pöbelhorden. Die Ochlokratie war fertig und die Blutraserei hob an.

6.

„Mit Lavendelwasser macht man keine Revolution." - Ganz richtig! Aber mittels Tollkirschenwasser bringt man auch keine zum gedeihlichen Ziele. Die Leidenschaft ist gut, weil ohne sie eine rechte Kraftentwicklung gar nicht denkbar; aber wenn sie den Zügel, welcher Verstand heißt, abwirft, so rast sie blind ins Blaue hinein und vertobt ihre Kraft in Greueln und Kretinismen. Was hat im Grunde der „rote" Schrecken von 1792-93-94 bewirkt? Nichts, als daß er den „weißen" Schrecken von 1795-96-97 rief. „Nur die Toten kommen nicht wieder." Wohl! Aber dafür kommen Lebende hintendrein, Rächer. Der Terrorismus merkte gar nicht, daß doch trotz alledem jeder Kopf, den er abschlug, selbst der Kopf Marie Antoinette's, mit den emanzipativen Ideen des 18. Jahrhunderts gefüllt gewesen war, während die nachwachsenden Köpfe von romantisch-rückwärtigem Dunste voll und von Freiheitshasse trunken waren, weil sie gesehen, daß und wie man aus dem Altar der Göttin eine Henkerbühne, einen blutüberströmten Opferstein für den neuen Huitzlipochtli „Terreur" gemacht hatte.

Wer den unsäglich wüsten Schutthaufen erblickt hat, in welchen das Pöbelregiment der Schreckenszeit den französischen Staat, die französische Gesellschaft, die ganze intellektuelle und materielle Zivilisation Frankreichs verwandelt hatte, der wird und kann sich nicht darüber verwundern, daß die Franzosen der eisernen Tyrannei des Verbrechers vom 18. Brumaire (Napoleon Bonaparte) so willig sich unterwarfen. Sie hätten sich jedem unterworfen, welcher den skrupellosen Willen und die ausreichende Kraft besaß, den ungeheuren Schutt wegzuräumen und auf der leeren Stelle überhaupt wieder etwas aufzubauen. Zerstören wohl kann die Pöbelherrschaft kraft der ihr innewohnenden rohen Kraft der Barbarei, aber aufbauen ist ein ander Ding. Dazu gehört Ordnung, Mannszucht, Wissenschaft, Kunst und vor allem Verstand, und dieser ist bekanntlich „stets bei wenigen nur gewesen". Um so recht erkennen zu lernen, wie wenig tief - und durchgreifend zivilisierend die blutschmutzige Ochlokratie gewirkt hat, zu welcher die Revolution sich verpöbelte, braucht man bloß den Kulturgrad, d. h. den Unkulturgrad der französischen Bauern von heute mit dem vor 1789 zu vergleichen. Es ist durchschnittlich ganz derselbe. Die verpfuschte Revolution hat es mit allen ihren Fortsetzungen und Wiederholungen nicht einmal so weit gebracht, das französische Volk lesen und schreiben zu lehren.

Das Empörendste an der pöbeligen Zerstörungswut des Terrorismus war wohl ohne Frage das Wüten gegen die Frauen. In dem Hinschlachten derselben lag eine brutale Feigheit, welche jeden ehrlichen Tropfen Mannesblut zu ingrimmigem Protest aufrufen muß. Damals hatten auch die Frauen leidvoll zu erfahren, daß „man nicht ungestraft unter Palmen wandelt", d. h. in der Ätherregion der Ideale. Die Pöbelroheit griff mit schmutziger Faust hinauf,

holte sie herunter, spie ihnen Zoten ins Gesicht und stampfte sie unter die Füße.

Frau Roland wurde übrigens, wie uns der Schluß ihres Briefwechsels mit Bancal gezeigt hat, von ihrem Schicksal nicht überrascht. Was man von ihrem Gatten gesagt, daß er nämlich, zwischen die Alternative gestellt, mit den Jakobinern zu triumphieren oder mit den Girondisten unterzugehen, zu seiner Devise die Verse Condorcets:

> „Ils m'ont dit: Choisis d'être oppresseur ou victime!
> J'embrassai le malheur et leur laissai le crime" —
> „Sie haben mir gesagt: Wähle, Bedrücker oder Opfer zu sein! Ich umschloß das Unglück und ließ ihnen das Verbrechen!"

gewählt habe, das läßt sich im vollsten Maße auch von Manon selbst sagen. Sie hatte ihre Partei ergriffen, ihre Rechnung mit dem Leben gemacht. Sie sah den Schlund des Verderbens vor ihr aufklaffen, aber sie blickte fest in die Todesschwärze desselben hinab und hielt es nicht der Mühe wert, zu fliehen. Sie hatte so schön geträumt von Freiheit, Gleichheit und Menschenbrüderschaft und dem Traume war ein schreckliches Erwachen zu dieser Wirklichkeit erfolgt, wo Baalspfaffen der Pöbeltyrannei ihre blutigen Opfermesser schwangen und von Branntwein und Unzucht berauschte Furien ihre höllischen Chortänze sprangen. Wozu da noch leben?

In Sainte-Pelagie schrieb sie ihre Erinnerungen nieder, um sich durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit über die trostlos-nichtswürdige Gegenwart hinwegzuheben. Die Machthaber des Tages, Herren und Knechte des Tyrannen Pöbel zugleich, waren aber doch in Verlegenheit, eine Anklage gegen die berühmte Patriotin zu formulieren. Es lag nicht der Schatten eines Scheins von Vorwand zu einer Prozedur gegen sie vor. Daher die

fünfmonatliche Dauer ihrer Haft, bevor man weiter gegen sie verfuhr. Endlich fand sich ein Vorwand. Unter den mit Beschlag belegten Papieren des Konventsdeputierten Duperret fand man Abschriften von mehreren Briefen Manons, worin sie ihre Sympathie für die nach Caen geflüchteten Girondisten Ausdruck gab. Das reichte hin, Frau Roland in den Prozeß der Girondisten miteinzuwickeln, d. h. sie mitzumorden.

Der Mordherbst von 1793 war ja da. Am 16. Oktober führte der Todeskarren die Tochter Maria Theresia's nach dem Revolutionsplatz. Um 12 Uhr mittags fiel der Königin stolzes Haupt, welches im Morgengrauen des Tages noch ungebeugt, ein Medusenhaupt der Verachtung, den Richtern des Revolutionstribunals sich entgegengekehrt hatte. Wenn ein Widerhall dieses Fallbeilschlages durch die Mauern von Sainte-Pelagie drang, welche Gefühle hat er wohl in Manons Seele aufgestürmt? Die Gefangene hatte Marie Antoinette als eine Feindin ihres Ideals gehaßt, aber jetzt? Jetzt war diese Feindin von ihren und ihrer Hasserin gemeinsamen Feinden erschlagen, welche ihre blutigen Fäuste auch schon nach der Gefangenen ausstreckten, die - das mußte sich die aufrichtige Seele Manons gestehen - nicht am wenigsten dazu beigetragen hatte die „Österreicherin" der Volkswut als Verfolgungsobjekt zu signalisieren. Ach, vielleicht verzehrte sich am Abend des 16. Oktobers Frau Roland in bitterer Reue über den Gedanken, welchen die eigenwüchsigste deutsche Dichterin in die Mahnung gefaßt hatte:

„Wirfst du den Stein, bedenke wohl
Wie weit ihn deine Hand wird treiben!"

Citoyen Samson hatte entsetzlich viel zu tun in jenen Herbsttagen. Am 31. Oktober wurden Verginaud, Brissot und ihre zwanzig Genossen von der Gironde zur Guillotine

geschleppt, am 3. November blutete die arme Olympia de Gouges, am 4. Adam Lux, der Weltbürger aus Deutsch-Wolkenkuckucksheim, weil er in heiligem Zorn und Erbarmen ein rächend Ehrenwort für die heldische Charlotte Corday gesprochen hatte; am 6. ward Orléans-Egalité guillotiniert, genau an derselben Stelle, von welcher aus sein Sohn, der „Bürgerkönig" Louis Philipp am 24. Februar von 1848 nachmittags 1 Uhr durch eine „Revolution du mépris" ins Exil gefiakert wurde. Am 10. November steigt Manon Roland die Stufen zum Schaffot hinan, am 12. Bailly, am 17. Manuel, am 25. Lamarlière, am 29. Barnave.

Am Todestage ihrer Gesinnungsgenossen und Freunde von der Gironde war Manon aus Saint-Pelagie nach der „Vorhalle des Todes", d. h. nach der Conciergerie gebracht worden, wo damals unter vielen anderen auch zwei Männer gefangen saßen, welche in ihren Denkwürdigkeiten wertvolle Zeugnisse über die Haltung Manons in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens abgelegt haben: Riouffe und Beugnot - letzterer nachmals ein Graf und Minister von Napoleons Mache, trotzdem jedoch ein glaubwürdiger Mann. Beide sahen Frau Roland während ihres Aufenthalts in der Conciergerie täglich; denn weil alle Gefängnisse von Gefangenen strotzten, war es nicht möglich, den Verkehr derselben untereinander zu verhindern, und so war die Hausordnung innerhalb der Kerkermauern eine ziemlich laxe. Die Gefangenen begegneten sich während ihres Spazierganges in dem Hofraum, dessen Stelle bei schlechtem Wetter der große Korridor vertrat. Die Frauen und Mädchen, welche ja größtenteils den gebildeten Klassen angehörten - man mischte freilich grausam-absichtlich auch Straßendirnen der verworfensten Art unter sie - hielten selbst an diesem Orte des Schrek-

kens, den man in der Regel nur verließ, um den Todeskarren zu besteigen, die Herrschaft des guten Tones und sogar der Mode aufrecht, soweit nur immer ihre Mittel reichten. So erschienen sie denn Morgens im frischesten Neglige, Mittags im Gesellschaftsanzug, Abends im reizenden Deshabillé. Die Herren putzten sich ebenfalls nach Möglichkeit heraus und machten den Damen nach allen Regeln des Komplimentirbuches den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düsteren Gefängnisses summten täglich von echtfranzösischer Causerie und Galanterie; man sah da schimmernde Büschel von Witzraketen steigen und hörte ganze Feuerwerke von Pariser Esprit zischen und prasseln. Beugnot bemerkt ausdrücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieser Zeit keine Promenade von Paris eine solche Vereinigung von zierlich gekleideten Frauen aufzuweisen hatte, wie der Hof der Conciergerie zur Mittagszeit sie aufwies. Er glich fürwahr einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eisernem Staket."

Unser soeben berufene Zeuge bekennt, daß er als der Konservative, welcher er war, eine Voreingenommenheit gegen Frau Roland gehegt habe, welches Gefühl aber sofort verschwand, als er sie persönlich kennen lernte. „Ihre Ankunft in der Conciergerie" – erzählte er – „war ein Ereignis und ich war sehr neugiergig, die Bekanntschaft dieser Frau zu machen, welche, 15 Monate zuvor noch unbekannt, in so kurzer Zeit so viele Freunde und noch viel mehr Feinde, eine ausgezeichnete Stellung, hohen Ruhm, Fesseln und den Tod sich erworben hatte." Beugnot zeichnet dann Manons Erscheinung also: – „Ihr Gesicht war nicht regelrecht schön, aber sehr wohl gefällig mit den schönen kastanienbraunen Haaren und den schöngeschlitzten braunen Augen. Sie war anmutig von Wuchs und Formen und hatte sehr wohlgebildete Hände. Sie blickte ausdrucksvoll

und selbst in der Ruhe hatte ihre Gestalt etwas Vornehmes und Edles. Selbst, wenn sie schwieg, merkte man ihr leicht an, daß sie Geist besaß; aber keine andere Frau sprach mit solcher Reinheit und Grazie wie sie. Ihrer Kenntnis und Übung der italienischen Sprache verdankte sie die Gabe, der französischen einen ganz neuen Rythmus und Tonfall zu geben, und sie erhöhte die Harmonie ihrer Stimme durch Gebärden voll Naturwahrheit und Anmut und durch ihren seelenvollen Blick, dessen Feuer mit der Wärme des Gespräches zunahm. Mit diesen schon so selten natürlichen Gaben vereinigte sie viel gesunden Menschenverstand, sowie eine ausgebreitete Kenntnis der Literatur und der Nationalökonomie." Riouffe seinerseits entwirft von seiner Mitgefangenen dieses Bild: –„Ob zwar des Loses, welches ihrer wartete, ganz gewiß, bewahrte sie doch eine vollkommene Fassung und Ruhe. Sie stand nicht mehr in der Blüte ihrer Jahre, aber doch war ihre Erscheinung noch voll Reiz. Groß und von anmutiger Gestalt, besaß sie ein sehr geistvolles Gesicht, über dessen natürliche Lebhaftigkeit das Unglück und die Kerkerluft einen Hauch von Schwermut hingebreitet hatten. Sie trug in einem Körper von so zu sagen höfischer Eleganz eine republikanische Seele. Etwas mehr, als sich gewöhnlich in Frauenaugen malt, funkelte aus ihren großen dunkeln Augen, welche voll Geist und zugleich voll Sanftmut waren. Sie sprach am Hofgitter oft mit mir und zwar mit der Freiheit und dem Mute eines großen Mannes. Diese antik-republikanische Sprache im Munde einer schöne Französin, für welche das Schafott bereits aufgeschlagen war, kam uns wie ein Wunder der Revolution vor. Aufmerksam lauschend reihten wir uns um sie im Kreise, übermannt von Verblüffung und Verwunderung zugleich. Ihr Gespräch war ernst, ohne kalt zu sein. Sie drückte sich mit einer Reinheit und einem Ton-

fall aus, welche ihre Sprache zu einer Musik machte, die zu vernehmen das Ohr nie müde wurde."

Man sieht, die ganze Persönlichkeit Manons, ihre Haltung, ihre Gebärden, ihre Ausdrucksweise, alles entsprach völlig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republikanischen Kredo blieb sie treu ohne Schwanken und Wanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Mann und ihrer Tochter sprach; dann füllten Tränen ihre schönen und guten Augen und sie weinte, wie Eine weinen durfte, welche ihre Pflichten als Hausfrau, Gattin und Mutter so gewissenhaft erfüllt hatte wie sie.

Die Macht über Menschen, allzeit das Kennzeichen des Genius und auch dieser außerordentlichen Frau eigen, ist ihr noch im Kerker verblieben. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten dieser Gefängniswüste. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechtes, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, sogar Gassennymphen und Taschendiebinnen zwang Manon Hochachtung ab und zwar durch ihre bloße Erscheinung, durch ein tröstendes Wort oder einen strafenden Blick. Erschien sie im Hofraum, so sahen diese Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während sie dagegen die gleichzeitig und am gleichen Orte der Guillotine entgegenharrende Dubarry des infamen fünfzehnten Ludwig letzte und infamste Haupt- und Staatsmaitresse, völlig und sehr grobschlächtig als ihresgleichen behandelten, obzwar das Schandweib die vonehmste Miene aufzusetzen versuchte.

7.

Auf den 10. November war Manon vor das Revolutionstribunal berufen. Sie hatte sich darauf, d. h. auf ihren Tod, ernst und umsichtig vorbereitet, nachdem sie von ihrem anfänglichen Entschlusse, der Guillotine mittels Gift, das sie bei sich trug, zuvorzukommen, abgewichen war, weil ein edler Stolz ihr nicht erlaubte, sich so aus dem Leben wegzustehlen.*) Eine Regung wohlverzeihlicher Eitelkeit mochte auch dabei mitunterlaufen: sie wollte ihren Feinden zeigen, daß sie den ihr dargereichten Kelch der Bitternis zu leeren vermöchte, ohne daß ihre Hand zitterte oder der Mund versagte.

Fest war auch ihre Hand, als sie die Zeilen niederschrieb, welche sie „Meine letzten Gedanken" betitelte und worin sie ihrem Gatten, ihrem Kinde und ihren Freunden Lebewohl sagte. Es spricht daraus eine mannhafte Fassung, aber auch die Zärtlichkeit einer Frau und vom vollen Schwung dieser auserwählten Seele zeugen die Schlußworte: „Lebt wohl, Kind, Gatte, Freunde! Lebe wohl, o Sonne, deren Strahlen den Frohmut in meine Seele gossen, wie sie dieselbe zum Himmel zurückriefen. Lebt wohl, ihr einsamen Fluren, deren Anblick so oft und so tief mich erregt hat. Lebt wohl, ihr friedlichen Stübchen, wo ich meinen Geist mit der Wahrheit genährt, meine Phantasie durch das Studium gezügelt und in der Stille des Nachdenkens meinen Sinnen gebieten und die Eitelkeit verachten gelernt habe."

Einer der mutigsten Männer jener Zeit, der Advokat Chauveau-Lagarde, welcher auch Charlotte Corday, Marie Antoinette und die Girondisten verteidigt hatte, erbat es sich als eine Ehre, vor dem Revolutionstribunal der An-

*) Sie hatte den Gedanken des Selbstmordes aus Mutterliebe gefaßt. Denn weil die Hinterlassenschaft der vom Revolutionstribunal Gemordeten dem Fiskus verfiel, wollte sie sich selber töten, um dadurch das kleine Vermögen, welches sie hinterließ, ihrer Tochter zu sichern.

walt von Manon Roland sein zu dürfen. Sie schien seinem Wunsche sich zu fügen; aber ihre Hochherzigkeit ließ es nicht zu, daß er durch die Verteidigung einer ja doch schon zum voraus Verurteilten sich selbst in Gefahr brächte. Am Abend des 9. November unterhielt sich der brave Advokat bis in die Nacht hinein mit seiner Klientin über die Verteidigungsmittel, als der Schließer kam, Herrn Chauveau-Lagarde zu benachrichtigen, daß er sich entfernen müsse, weil die Tore geschlossen würden. Da stand Frau Roland auf, zog einen Ring vom Finger und reichte ihn schweigend dem Advokaten. Dieser erriet augenblicklich, was Manon damit sagen wollte. „Madame" - rief er aufgeregt - „wir werden uns ja morgen sehen!" - „Morgen? Morgen werde ich nicht mehr sein. Ich kenne das Los, das meiner harrt. Ihre Ratschläge sind mir teuer, aber sie könnten für sie selbst traurige Folgen haben und das hieße, Sie verderben ohne mich zu retten. Soll ich den Schmerz erleben, das Verderben eines Ehrenmannes herbeigeführt zu haben? Kommen Sie morgen nicht vor Gericht! Ich würde Ihren Beistand zurückweisen. Aber nehmen Sie diesen Ring, den einzigen Beweis von Dankbarkeit, welchen ich Ihnen bieten kann. Morgen werde ich nicht mehr sein!"

Gleich nach ihrer Überführung in die Conciergerie hatte Frau Roland ein Verhör bestanden, dessen Verlauf die ganze Nichtigkeit und Schändlichkeit der gegen sie erhobenen Beschuldigungen dartat. Der Verhörrichter, welcher dem Geist und dem Unschuldbewußtsein der Gefangenen gegenüber eine ganz klägliche Rolle spielte, hatte wütend das Verhör abgebrochen. In der Nacht, welche diesem Verhör folgte, setzte sich Manon hin und schrieb ihren berühmten „Entwurf einer Verteidigung vor dem Tribunal". Er wurde nicht vorgebracht. Wahrscheinlich ließ es die Verachtung, welche die Verfasserin für ihre Richter hegte, nicht

zu. Aber dieses Schriftstück ist ein geistiges Grabdenkmal, wie kein zweites eine Frau jemals sich selber aufgerichtet hat, dauernder als Marmor und Erz.

In diesem großartigen Testament richtet sich ein edles Selbstgefühl mit echtem Pathos gegen ein grausames Schicksal auf, um einen Protest abzugeben, den die Mischung von Entrüstung und Resignation nur umso ergreifender macht. „Ich weiß, daß in Zeiten der Revolution das Gesetz wie die Gerechtigkeit selbst häufig vergessen wird, und der Beweis dafür ist, daß ich mich hier, im Kerker, befinde. Ich habe die gegen mich angehobene Verfolgung nur den Vorurteilen, den leidenschaftlichen Gehässigkeiten auf Rechnung zu setzen, welche in großen Aufregungen sich entwickeln und gewöhnlich an solchen ausgelassen werden, die irgendeine hervorragende Stellung eingenommen haben oder deren Charakterfestigkeit man fürchtet. Es wäre meinem Mute nicht schwer gefallen, durch freiwilligen Tod der Verurteilung, welche ich vorhersehe, mich zu entziehen; aber ich habe geglaubt, daß es zukömmlicher sei, diese Verurteilung über mich ergehen zu lassen. Ich habe geglaubt, meinem Lande dieses Beispiel schuldig zu sein; ich habe geglaubt, die Tyrannei mit der Infamie belasten zu müssen, eine Frau hingeschlachtet zu haben, deren ganzes Verbrechen in einigen Talenten bestand, auf welche sie sich nie etwas zugute tat, sowie in einem begeisterten Eifer für das Wohl der Menschheit und endlich in dem Mute, ihren unglücklichen Freunden die Treue zu bewahren und, selbst mit Gefährdung des Lebens, der Tugend die gebührende Huldigung darzubringen. Seelen, welche einige Größe innewohnt, wissen sich selbst zu vergessen; sie fühlen, daß sie der ganzen Menschheit angehören, und ihr Blick ist auf die Zukunft gerichtet (elles sentent qu'elles se doivent à l'espèce entière, et elles ne s'envisagent que dans la postérité). Ich

bin die Frau des tugendhaften und verfolgten Roland, ich war befreundet mit Männern, welche durch die Verblendung und den Haß eifersüchtiger Mittelmäßigkeit geächtet und gemordet worden sind. Es ist notwendig, daß auch i ch zu Grunde gehe, weil es der Tyrannei eigen, diejenigen hinzuopfern, welche sie gewaltsam unterdrückt hat, und auch die Zeugen ihrer Brutalität verschwinden zu machen. In dieser doppelten Eigenschaft schuldet ihr mir den Tod und ich erwarte ihn! Wenn die Unschuld, verurteilt vom Irrtum und von der Ruchlosigkeit, die Henkerbühne beschreitet, so ist das ihr Weg zum Ruhme. Möchte ich doch das letzte Opfer der Wut des Parteigeistes sein. Mit Freuden würde ich dann diese unglückliche Erde verlassen, welche die Guten verschlingt und sich tränkt mit dem Blute der Gerechten. . . . ."

Unser Zeuge Beugnot sah Manon Roland zur Stunde, als sie im Begriffe war, am 10. November vor das Revolutionstribunal zu treten. Er hatte es übernommen, eine Bestellung von Clavières an sie auszurichten, und paßte einen geeigneten Moment ab. Er fand sie an dem Gitter, welches den Korridor abschloß, wo sie wartete, bis der Greffier ihren Namen rief.

Sie war Beugnots Schilderung zufolge mit ausgesuchter Sorgfalt angezogen („avec une sorte de recherche"). Sie trug ein weißes Musselinkleid mit Spitzenbesatz und durch einen schwarze Sammetgürtel zusammengehalten. Dazu eine Hutmütze von einfacher Eleganz, unter welcher ihre schönen Haare hervorquollen und auf die Schultern niederfielen. Ihr Gesicht zeigte eine ungewöhnliche Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der linken Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, während sie die rechte einer Schar von Frauen überließ, welche sich herbeidrängten, diese Hand zu drücken und zu küssen. Solche unter

ihnen, welche die ganze Bedeutung dieses Auftrittes zu ermessen verstanden, schluchzten laut. Manon benahm sich gegen alle mit herzlicher Güte. Sie versprach ihnen kein Wiedersehen, sie sagte auch nicht, daß sie zum Tode ginge, sondern sie richtete an ihre Schicksalsgefährtinnen Worte rührender Mahnung, sie auffordernd, Frieden, Mut, Hoffnung, alle die Tugenden zu pflegen, welche das Unglück schmücken. Der alte Schließer öffnete weinend das Gitter und Beugnot näherte sich rasch der Frau Roland, um die ihm aufgetragene Bestellung auszurichten. Sie antwortete ihm gefaßten Tones und wollte noch etwas hinzufügen, als ihr Name gerufen wurde. Im Hinaustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, mein Herr. Wir haben uns manchmal gezankt, machen wir jetzt Frieden: es ist Zeit." Als sie aber, die Augen erhebend, bemerkte, daß er nur mühsam seine Tränen verhielt, sprach sie tiefergriffen-nachdrucksam „Mut!" und verschwand.

Manons Haltung vor dem erbarmungslosen, den Befehlen ochlokratischer Wut blind und schamlos gehorchenden Tribunal war so, wie ihr ziemte. Damit ist alles gesagt. Fouquier-Tinville haspelte sein schon stereotyp gewordenes Anklagephrasengespinst ab von der „abscheulichen Verschwörung gegen die Einheit und Unteilbarkeit der Republik und gegen die Freiheit und Sicherheit des französischen Volkes", an welcher Verschwörung auch Frau Roland als Gattin ihres Mannes und Freundin der Girondisten beteiligt gewesen sei. Von einem wirklichen Beweisverfahren war natürlich gar keine Rede und die ganze Prozedur nur eine traurige Posse. Schön war die bescheidene Antwort, welche Manon auf die Frage gab, ob sie die Staatsschriften ihres Mannes verfaßt hätte: – „Ich habe meinem Gatten niemals Ideen zu leihen gebraucht, aber er konnte sich manchmal meiner Feder bedienen (mais il a pu quelquefois

employer ma main)." Als ihr das Todesurteil gesprochen war, beugte sie für einen Augenblick das Haupt. Dann richtete sie sich hochauf und sprach: „Ihr erachtet mich für würdig, das Los der großen Männer zu teilen, welche ihr gemordet habt: wohlan, ich werde trachten, mit demselben Mute, welchen sie bewiesen haben, das Schafott zu besteigen."

Und so tat sie. Noch an demselben Tage. Der Pöbel heulte wie gewohnt um den Karren her, auf welchen Manon mit ihren Unglücksgefährten zum Revolutionsplatze fuhr und überschüttete die hochsinnigste Frau und beste Patriotin Frankreichs mit Flüchen und Zoten. Sie setzte auch dieser Marter die ruhige Fassung einer großen Seele entgegen. Auf demselben Brette mit ihr saß Lamarche, gewesener Direktor der republikanischen Assignatenfabrik. Frau Roland glaubte, am Fuße des roten Gerüstes angelangt, zu bemerken, daß ihr Nachbar weniger fest wäre als wünschbar und daß seine Nerven dem schrecklichen Schauspiel, welches anhob, auf die Dauer nicht gewachsen sein möchten. Eine Regung von himmlischem Erbarmen machte sie daher zu ihm sagen: „Steigen Sie zuerst hinauf, mein Freund; Sie könnten es ja doch nicht ertragen, mich sterben zu sehen." Sie setzte ihren gütigen Willen durch, indem der Henker, welcher Einwendungen machte, ihren Worten: „Ei, mein Herr, Sie werden doch einer Frau ihren letzten Wunsch nicht abschlagen?" nachgab. Als sie selbst die acherontische Treppe emporstieg, warf sie einen Blick auf die nebenan aufragende gipserne Kolossalstatue der Freiheit und sagte: „O Freiheit, wie hat man dir mitgespielt!" Das war ihr letztes Wort.

Das tragische Nachspiel zu ihrer Ermordung hat sie selber prophezeit, als sie eines Tages in der Conciergerie gegen Beugnot äußerte: „Die Gleichgiltigkeit, die Kälte,

womit die Franzosen die Schreckensherrschaft sich gefallen lassen, erregen mein Erstaunen. Wäre ich frei und man schleppte meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen und ich bin auch überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird."

Und so tat er, der nach der Ächtung der Girondisten in dem Hause treuer Freunde in der Nähe von Rouen ein sicheres Asyl gefunden hatte. Kaum aber war ihm die Kunde von dem Tode seiner Frau geworden, als er ohne ein Wort zu sagen, seine Zufluchtstätte verließ und im Morgengrauen des 15. Novembers auf der Straße nach Paris fortwanderte. In der Nähe von Baudoin angelangt, bog er in einen Seitenweg ein, setzte sich am Wegrande nieder, zog die Klinge seines Stockdegens, stemmte sie gegen den Stamm eines Apfelbaumes und durchbohrte sich damit das Herz. Auf einem Blatte Papier, das man bei dem Toten fand, stand von seiner Hand geschrieben: „Nicht die Furcht, sondern die Entrüstung machte mich mein Asyl verlassen, sowie ich die Hinschlachtung meiner Frau erfahren hatte. Ich wollte nicht länger auf dieser von Verbrechen besudelten Erde verweilen." Echtes Pathos, mächtig quillendes Gefühl war doch in diesen Männern und Frauen der Revolution, das ist sicher! Sie täuschten sich, wenn sie wähnten, leben zu können wie antike Republikaner und Republikanerinnen; aber sie verstanden wenigstens wie solche zu sterben. In der Geschichte vom Ausgang Rolands und seiner Frau ist ein Ton, der an Pätus und Arria gemahnt und von Portia, von Thrasea flüstert.

Keine Heroine des Altertums, keine Märtyrerin des Urchristentums, keine Heldin der Gewissensfreiheit zur Inquisitionszeit konnte hochsinniger empfinden als Manon Roland und niemals war die Macht des Wortes einer Gi-

bylle oder Prophetin in höherem Maße gegeben als dieser Blutzeugin wider die Pöbelherrschaft. Ja, sie war eine Seherin und als solche hat sie in ihrem Testament, in jener nicht gehaltenen Verteidigungsrede diese Worte erhabener Prophezeiung gesprochen: - „Die Freiheit? Sie ist für stolze Seelen, welche den Tod verachten. Sie ist nicht für Schwächlinge, die mit dem Verbrechen paktieren, indem sie ihre Selbstsucht und Feigheit für Klugheit ausgeben. Sie ist auch nicht für verdorbene Leute, welche sich vom Lotterbette der Ausschweifung oder aus dem Kote des Elends erheben, um sich in dem Blute zu baden, das von Schafotten strömt. Sie ist für ein besonnenes Volk, welches die Menschlichkeit liebt, die Gerechtigkeit pflegt, seine Schmeichler verachtet, seine wahren Freunde kennt und die Wahrheit hochhält. So lange ihr nicht ein solches Volk sein werdet, o meine Mitbürger, werdet ihr vergebens von Freiheit reden! Ihr werdet bloß die Frechheit haben, die Willkür, welcher ihr, jeder zu seiner Zeit zum Opfer fallen werdet. Ihr werdet Brot verlangen, aber man wird euch Leichen geben und schließlich werdet ihr immer wieder Sklaven sein."

War das nicht hochherrlich-prophetisch gesprochen? Wie trifft da jedes Wort, jeder Buchstabe! Nicht allein das Frankreich von 1793, sondern ebenso sehr das von 1799, von 1848, von 1851, von 1870 und 1871. Ist nicht die ganze neuere und neueste Geschichte der Franzosen nur die von Sklaven, welche zeitweise ihre Ketten zerbrechen, um eine Orgie der Frechheit zu durchrasen und sodann im Rauschschlafe sich wieder fesseln zu lassen? So war es, so ist es und so wird es sein, so lange dieses sonst so vielbegabte und nach mehr als e i n e r Seite hin auch so liebenswürdige Volk, welches im europäischen Völkerdrama stets eine der Hauptrollen innehaben wird und innehaben muß,

nur Augen hat für die Oberfläche der Erscheinungen, so lange ihm das Wahrheitsgefühl und der Gerechtigkeitssinn abgehen und es nicht versteht und nicht verstehen will, daß der Dienst der Freiheit keine blendende Phrase ist, sondern eine strenge Pflicht.

Vergrabene Schätze

sollen in dieser neuen Sammlung gehoben werden. Verhallte Klänge sollen wieder ertönen und von der Kraft und Wucht jener Schriftwerke und Dichtungen künden, die zwar als zeitbedingt gelten, aber dennoch unvergängliche Werte bergen. Manche dieser Kulturwerke ließ man auch planmäßig und absichtlich der Vergessenheit anheimfallen. Wir wissen ja, daß die überstaatlichen Priesterkasten wie auch viele Geheimorden Interesse daran hatten, Kulturgüter, durch welche dem Deutschen Volk wichtige Erkenntnisse vermittelt wurden oder deren dichterische Kraft und hohe Ethik die Volksseele weckten, verschwinden zu lassen. Einige Titel von Schriften und Werken, die in diesem Rahmen erscheinen sollen, seien angeführt und geben einen Überblick:

Johannes Scherr: **„Die Borgias"**

Ulrich v. Hutten: **„Kampfscharen wider Rom"**

Friedrich Schiller: **„Der Geisterseher"**

Ulrich v. Hutten: **„Die Räuber"**

Johannes Scherr: **„Cäsaren"**

Neithard v. Gneisenau: **„Briefe aus Feld und Heimat"**

Friedrich Schiller: **„Völker und Staaten"**

Verklungene Lieder Deutscher Dichter: **Zeitlose Gedichte**

Friedrich Schiller: **„Verbrechen, Trug und Aberglaube"**

„Gespräche mit Bismarck"

Die Bändchen sind zu beziehen bei allen Buchhandlungen, Ludendorff-Buchhandlungen, -Buchvertretern oder

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19, Romanstr. 7

